P.o.germ.
167
-4-

<36602766860016

<36602766860016

Bayer. Staatsbibliothek

Bibl. A. deutsch. p. 95.

P B germ
164-5

# Reden.

Söckler Sc. Mon.

München.

ben Joseph Alons Crätz. 1768.

Bayerische Staatsbibliothek München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

# Heinrich Brauns Sammlung von guten Mustern in der deutschen Sprach- Dicht- und Redekunst.

Zur Beförderung des guten Geschmackes in Oberdeutschlande.

IV Band

## Reden.

München
bey Joseph Aloys Crätz. 1768.

# Einleitung
## von der
# falschen Beredsamkeit.

Die Beredsamkeit ist eine Fertigkeit seine Zuhörer von allem, was man will, zu überreden, und zu allem, was man will, zu bewegen. Der Hauptzweck der Beredsamkeit ist also die Ueberredung. Auf diese muß die ganze Bemühung eines Red-

ners abzielen; und er muß auch im Stande seyn, sein Ziel zu erreichen; wenn er anders den großen Namen eines Redners verdienen will. Die Mittel, womit die Beredsamkeit wirket, sind Beweiß- und Bewegungsgründe; diese machen das innerliche Wesen derselben aus. Das Aeusserliche besteht in einem klugen und geschickten Vortrage desjenigen, was man beweisen will.

Es giebt nun wahre und falsche Gründe, welche in einer Rede vorkommen können. Es giebt auch eine wahrhaft schöne Art etwas vorzutragen, und eine andere, welche nur scheinbar schön, in der That aber von der wahrhaft schönen so weit wie das Flittergold von dem ächten unterschieden ist. Folglich giebt es auch sowohl dem innerlichen, als äusserlichen Wesen nach eine wahre, und

eine falsche oder nur scheinbare Beredsamkeit. Die wahre Beredsamkeit besteht aus wahren Gründen, und trägt dieselbe mit wahrhaft schönen Ausdrücken vor; die falsche hingegen stützet sich nur auf falsche Gründe, und zieht im Vortrage nur mit scheinbaren Schönheiten auf.

Nun ist es zwar allerdings wahr, daß unverständige Leute auch durch die falsche Beredsamkeit gerühret, und beweget werden, bey klugen und verständigen Leuten aber wird man wohl diese Waare nicht mehr anbringen können. Es läßt recht wunderlich, daß wir oft an einer Rede ein Gefallen haben können, die doch nicht nur kein Muster einer wahren Beredsamkeit ist, sondern oft gar allen Gründen der wahren Beredsamkeit zuwider läuft. Der gelehrte

P. Gisbert beobachtet sehr wohl, daß es keineswegs ein sicheres Zeichen einer guten Beredsamkeit sey, wenn man eine Menge Volkes an sich zieht. „Man erwirbet sich, saget er, zuweilen durch „sehr schlechte Kunstgriffe einen Zulauf. „Mancher Redner kann sich auf der Kanzel angenehm, artig und kurzweilig geberden, hiedurch erwirbt er sich Zulauf. „Ein anderer belustiget die Einbildungskraft durch schöne Bilder, durch lebhafte Schilderungen; hiedurch verursachet er, daß man ihm zuläuft. Wieder ein anderer gefällt dem Verstande „durch scharfsinnige Ausdrücke, und kützelt die Ohren durch wohlklingende Perioden, dieß bringt ihm Zulauf zuwege. Endlich giebt es gar noch andere, „die durch weiter nichts als durch thörichte Einfälle, und durch ihre dreiste „Aussprache sich Anhänger machen.

„Wer

„Wer wird aber sagen, daß diese gute „Redner sind?

Der P. Gisbert schreibt für unsre Gegenden noch zu gut. Wenn er den verderbten Geschmack vieler von unsern Landsleuten wüste, so würde er in Erstaunen gerathen, und kaum begreifen, wie doch vernünftigen Leuten gefallen kann, was selbst der gesunden Vernunft mißfallen muß. Wie oft halten wir den elendesten Schwätzer für den besten Redner? Wie oft sehen wir für wahre Schönheiten an, die doch im Grunde Fehler wider alle Regeln der wahren Redekunst sind? Wie ofte sagen wir: Wie schön und hochdeutsch sind die Reden dieses Predigers nicht, der oft kaum einen Redesatz ohne die gröbsten Sprachfehler vorbringt? Warum urtheilen wir aber so verkehrt? Wir können nämlich die wahre

Beredsamkeit von der falschen nicht unterscheiden, oder irre ich vielleicht, wenn ich sage, viele haben von der wahren Beredsamkeit gar keine Kenntniß.

Drey Gattungen von der falschen Beredsamkeit sind es, welche in unsern Gegenden herrschen, und die Gemüther vieler Leute eingenommen haben. Die pöbelhaft witzige, die hochtrabende oder schwulstige, und die gelehrtscheinende Art. Um diesen verderbten Geschmack, welcher so sehr sich eingedrungen, wiederum zu tilgen, müssen wir von allen dreyen Gattungen Muster und Beyspiele sehen. Wenn wir diese Muster gegen die Muster Demosthens, Cicerons, Fleschiers, und Gellerts halten, so wird sich der Unterschied von sich selbst zeigen, und wer nicht die letzten den ersten unendlich weit vorzieht,

der

der muß wohl gar keinen Geschmack in den schönen Wissenschaften, und beynahe auch keine gesunde Vernunft besitzen.

Von der pöbelhaft witzigen ist sonst der P. Abraham a S. Clara Meister. Wir dörfen aber nicht mehr in seine Zeiten zurücke gehen, wir finden bey unsern Zeiten noch dergleichen Muster genug. Ich nehme die nächste Beste, die mir unter die Hände kömmt (ich besitze einen ziemlichen Vorrath von dergleichen Meisterstücken) und diese ist zu Augspurg im Jahre 1749 an das Tageslicht gekommen, unter dem Titel: Frag: Was bedeuten die Heuschrecken? Eccho! Schröcken. Der Redner hält ein vollkommenes Gastmahl. Glücklicher Einfall! was für einen geschicktern Innhalt

hätte er wohl für eine Kirchweihrede rechnen können. Seine Gäste kommen auf zween Tische zu sitzen; einen davon nennet er den Herrentisch; den andern den gemeinen Tisch. Auf dem Herrentisch sitzen 1 große Monarchen, und Regenten, 2 hohe Minister und Räthe, 3 Richter, 4 Beamte, 5. Gerichtsdiener. Auf dem gemeinen Tische sitzen 1 Schlemmer und Bauchdiener, 2 Hoffärtige und Geitzige, 3 Ehrabschneider, 4 Unzüchtige, 5 Faulenzer, 6 Unbeständige, Betrügende, Zornige. Allen diesen Gästen setzet er keine andere Speise als Heuschrecken auf. Der Eingang seiner künstlichen Rede fängt ex abrupto also an: „Wohl bekomm, das Kirch-„tagmahl hochwertheste Kirchtaggäste! „wohl bekomm sage ich das Tractament, „so euch eure Befreundte oder sonst gu-„te Freunde zubereitet haben, sonder-

„bar

„dar aber wohl bekomm jene Speise, so
„ich als einer aus euern besten Freunden
„heute aufsetzen werde. = = Wo nimm
„ich Speisen für so viel Gäste? anstän-
„dige Speisen für so angenehme Gäste?
„Ich sorge dessenthalben gar nit,
„denn ich finde Speisen genug, und
„wenn selbe euch schon nit gut dun-
„ken werden, so seynd sie doch rar, wei-
„len es seynd ausländische Speisen. So
„viel ich vermerke, seyd ihr begierig den
„Namen einer solchen Speiß zu hören,
„und zu vernehmen, ob selbe süß oder
„sauer sey. Wisset dann die Speisen,
„so ich euch aufsetze, sind Halbvögel.
„Aber wie kommt dieß mit meinen vori-
„gen Ausspruch überein? Halbvögel
„seynd ja keine ausländische Speiß? Ver-
„stehet mich recht: Ich würd euch auf-
„setzen solche Thier, welche halb unter
„die Vögel, und halb unter die kriechen-
„de Thier oder Insecten gehören, näm-
lich

„lich Heuschrecken. Fraget ihr vielleicht, „wie diese Speiß wird präparirt werden, „süß oder sauer? Antwort: halb auf „lateinische, und halb auf teutsche Art, „das ist, durchaus sauer, und bitter. „Dann wann ich die erste Silben von „dem Wort Heuschrecken mit lateini„schen Buchstaben schreiben, so heißt es „heu! zu teutsch so viel als Ach! oder „Weh! welche Wörtlein keine Süßig„keit oder Freud, sondern nichts dann „Bitterkeit anzeigen. Ja! weilen wir „ohne das in einem Thal uns befinden, „( denn was ist die Welt anderst als „vallis lacrymarum, ein Thal der Zäh„ren ) lasset uns an den Eccho eine „Frage stellen, sag an Eccho was be„deuten die Heuschrecken? Antwort. „Schröcken. Jetzt ist die Speiß halb „auf lateinisch und halb auf teutsche Art „präparirt, das ist, durchaus bitter.

„Jetzt

„Jetzt wisset ihr, was die Heuschrecken „bedeuten, nåmlich sie bedeuten nichts „als Ach! Weh! und Schröcken.

Der Herrentisch, saget er im ersten Theile, sey nicht groß. Dieß gebe ich ihm recht gerne zu; denn in dem Orte, in welchem er diese Rede gehalten, wird er freylich wenig Monarchen, Regenten, hohe Minister ꝛc. und Standespersonen für Zuhörer gezählet haben, dennoch zieht er treflich wider sie loß. Ich will aber diesen Punct nicht einmal berühren. Ich will meinen Lesern nur etliche Leckerbissen von jenen Speisen zu kosten geben, die er gar so niedlich zubereitet hat. Von ungerechten Richtern saget er 12 S. „Gewißlich wer „bey Richtern mahlen will, der muß „beständig aufschütten (man versteht „mich schon was) sonst bleibt die Mühl

„stehen,

„stehen, und die Proceß bleiben verle-
„gen. Ja wer mit denen thorechten
„Jungfrauen ohne Oel zum Richter
„kommt, das ist, nit schmieren kann,
„hat keine andere Antwort zu hoffen,
„als das nescio vos, ich kenn euch
„nit. Herentgegen das Faustrecht
„gilt: will sagen, der was in der Faust
„hat, dem fliegen Klafterlange Will-
„komm entgegen, und steht das Fiat
„schon unter der Thür, so bald das Pe-
„titum anklopffet." Bald darauf
kömmt er über die Frauen der Richter:
„das Weib ist aufgezogen wie eine Dam,
„die Tochter wie ein Fräulein, der
„Sohn wie ein Baron. Die gnädige
„Frau prangte wie eine abcopirte Cleo-
„patra, und wollte nit zu Fuß gehen,
„sondern in der Gutschen fahren: die
„Gutschen wollte nit gehen ohne Pferd,
„die

„die Pferde wollten nit ziehen ohne „Haber und Heu und Bedienten. = = = „Wegen einer solchen Frauen wird leider der Bauer gar oft ein Xer, aber „mit einem r. Nämlich, damit der „Frauen Kasten, Kuchel, Gewölb und „Keller voll werde, heist es beständig „ohne Unterlaß: Bauer schaff her! „Bauer, bring her! Bauer trag her! =

S. 16. spricht er. „Die Heuschrecken „fressen nichts lieber als Gras, aber „viele Aeltern fressen und sauffen nirgends lieber als im Gras, will sagen, „Sommerszeit in denen Gärten und „grünen Lustorten. = = = Gula, das „ist, Fraß und Füllerey, heist in einer „Buchstabenwechslung so viel als Gaul, „ja auf diesen Gaul seynd schon viel „tausend gleichsam auf der Post der „Höll zu geritten.

§. 17. „Es giebt Doctores und „Rechtsgelehrte, welche oft in sechs Mo„nath nit sechs Stund das Corpus Juris „durchblättern, sondern nur mit einem „kleinen Handbüchlein, so man Karten „nennet, ihre ganze Zeit zubringen, also „daß man sie zuletzt Stupores in Folio, Doctores in Duodez betiteln kann rc.

Wie glücklich sind doch dergleichen Redner mit ihren so witzigen Einfällen! Sie müssen sich wohl selbst glücklich schätzen, und in diesen Leckerbissen einen besondern Geschmack finden; weil sie so gar damit in die Welt heraus rücken, und von andern, die nicht so witzig sind, bewundert werden wollen. Demosthenes und Cicero, Fleschier und Gellert sind freylich so witzig nicht, sie gefallen aber dem gelehrten Pöbel auch so sehr nicht.

Von der hochtrabenden und sogenannt hochdeutschen Beredsamkeit wird man nicht leicht ein größers Meisterstück finden, als die Leichenrede, welche R. P. A. F. auf den Todfall Karls des VI. in dem hochadelichen, freyen Ritterstift zu Bruchsall im Jahre 1741 gehalten. Der Innhalt und der Titel dieser Rede enthält schon ein künstliches Chronographicum.

FataLIs aVstrIaCI SoLIs eCLIpsIs
VIsa VIgesIMa oCtobrIs In
obItV CæsarIs CaroLI VI.

Der Eingang der Rede ist sehr prächtig. „Nicht anderst als wie ein von „dem schwirenden Jovisbeul beblitzter, „und seines in ihm ganz ertattert, still„liegenden Lebens unwissender Wanders-

„mann, stehe ich auf diesen trauertra=
„genden Rednerstuhl, rage, staune,
„ertattere. Ja gleich als die entseelte
„und entgeisterte Bildniß Promethei,
„weiß ich nit, ob ich den lallenden
„Mund zum Reden, oder aber das in
„bekümmerten Thränenwasser schon
„herum badende Aug zum Weinen er=
„öffnen, und aufschließen solle. Aller=
„massen von einem hochwürdigen hoch=
„adelichen freyen Ritterstift allhier
„zu Bruchsall mir stazlenden Har-
„pocrati ein so betrübtes Rednerge=
„schäfft ist aufgetragen worden, des=
„sen leidfließende Materi auch die
„Wortsafftige Lippen eines römischen
„Wohlredners ausdörren, und mit stum=
„men Leitfesseln verriegeln und verschlies=
„sen würde." Der Vortrag und die
Theilung geht eben in einem so erhab=
nen Tone fort. „Und damit unsere
„be=

„betrübte Augen diese erschröckliche
„Sonnenfinsternuß vollkommen ersehen
„möge, so werde ich zum unsterblichen
„Ruhm des verstorbenen grösten Kai-
„sers in dem ersten Theil zu sehen vor-
„stellen: wie herrlich und glorreich die-
„sen schönste Son Carolus an dem
„großen Reichs und Welthimmel von
Anno 1711 bis in das unglücklichste
„1740ste Jahr geleuchtet habe; in dem
„zweyten Theil aber zu unsrer billigsten
„Betrübniß vorlegen, mit was vor Be-
„stürzung und vernünftiger Forcht aller
„getreuen Unterthanen diese helleuch-
„tende Sonn sey untergangen. Der
„Anfang und Ende aller Dingen, der
„ewig große Gott, welcher Sonn und
„Mond an den Saulen- loß gespreng-
„ten Himmelsgewölb hat angezündet,
„erleuchte meinen in traurigen Finster-

„nussen und Schatten des Todes herum-
„wandlenden Verstand, damit ich ihnen
„A A vollkommen zu sehen vorstelle die
„größte und letzte Sonnenfinsternuß an
„dem österreichischen Kayserhimmel.

Von der Rede selbst wollen wir nur
„einige Stücke sehen. Seine Erzählun-
„gen haben Feuer. „Als mit anwach-
„senden Jahre diese hellleuchtende Son-
„ne an den österreichischen Himmel nit
„länger wollte stehen bleiben, sondern
„gleichwie die Sonn am Firmament
„sine errore celerrimus Meer und Er-
„den überlauffend an den spannischen
„Horizont sich sehen ließ; hatte der
„Pulver- rußige Rauch deren feindlichen
„Carthaunen, der aufwirblende Dampf
„deren französischen Stücken, und der
„von feindlichen Soldaten aufgewühlte
„Staub die spanische Königskron also
„ver-

„verdunkelt, daß sie kaum einen oder
„den andern günstigen Liebesblick auf
„ihren rechtmäßigen König Carolum
„konnte fallen lassen, und hatte ja da-
„zumalen der französische Haan den spa-
„nischen Königsthron mit seinen stark-
„riechenden Lilien also dick bestreuet, daß
„das österreichische Lerchlein fast un-
„möglich auf denselben nisten konnte.
„Aber da Carolus, diese Sonn, mit
„größeren Waffengewalt aufgienge, und
„erscheinete, ließen die stolzen Lilien ihre
„vorhero hochaufgereckte Häupter also
„sincken, daß sie Anno 1704 auf den
„Schellenberg, zu Höchstädt, zu Gibral-
„tar 1705 fast verwelket waren, und
„brennte unsre österreichische Sonn den
„Herzogen von Anjou mit ihren Strah-
„len dermassen auf den flüchtigen Buckel,
„daß er Madrit seine Residenz 1710 mit

 „über-

„überwundenen Rücken anschauen „mußte.

Seine Gleichnüsse sind ungemein gut angebracht. „Je größere Freude jenes „evangelische Weib gehabt, da sie ihren „Groschen wieder gefunden, je größere „Thränenbäch hat sowohl die Wittib, „als wir vaterlose Kayserskinder wegen „diesen unwiederbringlichen Verlust aus„zuschütten.“

Die Figuren glänzen und rühren. Was ist schimmernder als folgende Apostrophe? „So war dir tyrannisches „1740stes Jahr dann nicht genug daß „du mit deiner rauhen wildscytischen „Kält unsere Leiber bis in den aufgehen„den Majum erfröret hast, sondern „wilst auch wegen den frühzeitigen Tod „Caroli noch in dem späten October uns

„das Mark in den Beinen mit Forcht „erkälten, und vereißzapfen.

Alle Ausdrücke sind sorgfältig gewählt, und ausgedacht. Wir wollen nur einige davon bewundern. Was ist hochdeutscher als ein beblitzter Wandersmann.

Eine wortsäftige Wohlredenheit.

Glurende Worte.

Bittere Thränen einherbsten.

Der schwerlastige Reichshimmel.

Die stockblinde Finsternuß der schlafenden Erde.

Die wildnuffende Hölen der Thiere

Die hundertjährige Eichen werden von dem sausenden Aeolo und seinen aufgesackten Winden entblättert, und entästet.

Die wassersüchtige Neptunikinder, sage die aufwallende Meerwellen.

Ein

Ein schmatzender Schwertstreich.
Eine zornzitternde Hand.
Die bumsende Trommel.
Der flanckende Pallasch.
Der großschnautzige Grenadier.

Endlich, damit es an keiner Zierlichkeit fehlen soll, schließt sich die Rede wiederum mit einem Chronographico, einer Grabschrift, welche aus einem lateinischen und zehn deutschen Versen, um ihn die gewiß kein Mensch beneiden wird. Wenn man sich der Welt mit Fleiß zum Gelächter aussetzen wollte, so glaube ich, konnte man nicht unsinniger denken, und schreiben. Dennoch hat es Leute gegeben, die diese Art zu reden für ein Meisterstück der wahren Beredsamkeit angesehen und bewundert haben. Vielleicht bewundern sie noch einige. Ich setze dergleichen Muster mit Fleiße, damit doch ein Jüngling den Unterschied der wahren

und falschen Beredsamkeit desto eher einsehen kann, und nicht gleich anfänglich in seinem Geschmacke verderbt werde.

Nun ist es Zeit auch ein Muster von der gelehrt scheinenden Art zu sehen. Diese scheinet zwar dem ersten Ansehen nach etwas vernünftiger zu seyn; sie ist aber im Grunde eben so falsch, als die vorige. Hier ist ein Muster von P. L. St. vom Jahre 1764. „Einsames Leben ein „vergnügtes Leben. Erste Patriarchen „wohnten mit Freuden unter Zelten und „Hütten. (a) Weit lieber war ihnen „ein Viehstall dann ein prächtiger Saal, „weit mehr schätzten sie die Einöde, dann „bevölkerte Städt, ja die Einsamkeit „hielten sie werther als den Umgang „mit Menschen. Bey sich neigenden

„Tag

„Tag pflegte Isaac in die Wüste zu „gehen gegen den Wasserbronn des Le„bendig- und Sehenden, alldort zu be„trachten und sich in geistlichen Dingen „zu üben. (b) Wo Jacob nach göttli„chen Willen hinreisete, in abgelegenen „Orten seine Herden weydete, erbauete „er Altär zu dem Dienste Gottes, „oder steinere Titel, gosse Oel darauf, „und entzündete Brandopfer vor Dank„sagung so reichlichen Seegens. (c) Je „mehr sie sich doch absonderten von de„nen Menschen, desto mehr näherten „sie sich Gott. Als Abraham im heis„sen Mittag vor der Thür seiner Hüt„ten sasse in dem Thal Mambre wirdigte „ihm der dreyeinigte Gott zu besuchen, „mit seiner Gegenwart und Ansprach „zu begnaden. (d) Da Moyses seine „Heerd weit in die Wüste hinein triebe, „erschiene ihm der Herr auf dem Berg

„Horeb

„Horeb in einem brennenden Dorn-
„busch (e) redete mit ihme von Mund
„zu Mund, er verdiente den Herrn of-
„fenbarlich zu sehen, und nicht durch
„dunkle Wort oder Figuren. (f) Glei-
„cher Gnade kunte sich rühmen Elias,
„da er in einer Höhle der Wüsten nicht
„nur mit Gott vertrauliches Gespräch
„gehalten, sondern auch selben er-
„blicket. (g) 40 ganzer Jahr erhielte
„Gott wundervoll sein auserwähltes
„Volk in der Einöde. Selbst begleite-
„te er sie auf diesen öden Wegen und
„Stegen als eine liechte Wolken oder
„feurige Saulen. (h) Er speisete sie
„mit dem Himmelsbrod, so den Ge-
„schmack hatte wie Semel mit Honig
„befeuchtet, (i) oder wie ein Engelspeis,
„so alle Erlustigung in sich hatte und
„allerhand süßen Geschmack; es diente
„einem jeglichen nach seinem Willen,

und

„und was ein jeglicher begehrte, in sel-
„bes wurde es verkehrt. (k) Ein stiller
„Felsen mußte den Kindern Israels süs-
„sestes Wasser quellen, (l) oder lauter
„Hönig triefen, und Oel ausgiessen. (m)
„(Wer hat nun bisher verstanden,
„was unser Redner will, endlich kömmt
„es) So vergnügtes Leben kosteten die
„Altväter bey ihren einsamen Leben."
(Nun könnten wir ihn diesen Satz
schon auf sein Wort glauben, aber
nein, er hat seine Belesenheit und
Gelehrtheit noch zu wenig angebracht,
er fährt fort) „Ihren Beyspiel folgten
„viele deren Dienern Gottes, wie auch
„meiste Propheten Kinder, denen ein
„wildes Genuß, und schlechtes Gersten-
„brod, so ihnen Elisæus gesegnet weit
„besser geschmecket denn eine niedlich und
„fürstliche Tafel, (n) welche auf dem
„Berg Carmelo, (o) oder an dem Fluß
Cobar,

„Cobar, (p) oder auf der Weid in dem
„Feld, (q) oder in der Insel Patmos, (r)
„( dem Himmel sey es Dank, daß kein
„oder mehr kömmt ) in Gott entzu-
„cket, himmlische Geheimnussen gehört,
„gesehen, verkündet, und wegen ihrem
„Umgang mit Gott annoch auf Erden
„einen Himmel genossen. Der Mann
„nach dem Herzen Gottes (s) dem Gott
„selbsten anstatt des Hirtenstabs den
„Scepter in die Hand gegeben, nicht
„das Vieh, sondern sein Volk zu wen-
„den, (t) der findete sich nicht vergnü-
„get bey seinem üppigen Hofleben: er
„wünschte einsam leben zu dürfen. Er
„seufzete kläglich: wer giebet mir Flü-
„gel wie einer Taube, so wollt ich hin-
„flügen und ruhen ( hier hätte sich auch
eine Citation anbringen lassen: viel-
leicht ist aber der Redner zu demü-
thig, und will nicht gar zu gelehrt
„schei-

scheinen) „Siehe ich bin mit hinwegge-
„pflogen, und habe mich in der Wüste
„aufgehalten. (u) Unser göttliche Hey-
„land selbst wurde von dem Heil. Geist
„in die Wüste geführt, uns ein vierzig
„tägiges Beyspiel der strengsten Fasten,
„des rauhisten Leben zu geben. (w)
„Mehrmals führte er seine Jünger in
„die Wüsten, (x) wohnete in der
„Einöde Bethsaida, (y) flohe auf den
„Berg (z) verharrete die ganze Nacht
„im Gebett zu Gott, (aa) anzuzeigen,
„das vergnügte und gottgefällige Leben
„bestehe in dem einsamen Leben. (Der
Satz ist ihm noch nicht genug bewie-
sen, itzt kömmt er von dem alten Ge-
setz in das neue, und saget von den ein-
samen Dienern Gottes) „Was Wun-
„der! Sie suchten halt ein vergnüg-
„tes Leben, und das funden sie nicht
„außer bey dem einsamen Leben. Ihr
„Herz

„Herz wollte sich Gott als eine Woh-
„nung zubereiten, dahero muste selbes
„wie die Kirchen Gottes mit härenen
„Säulen überzogen werden. (bb) Sie
„wünschten ihr Gemüth immerdar mit
„Gott zu beschäftigen, sich zu erschwin-
„gen bis zu der Sonn der Gerechtigkeit:
„dahero machten sie ihr Nest mit dem
„Adler auf hoche Ort, einsame Felsen,
„und Berg. (cc) Sie begunten zu ver-
„kosten himmlische Süssigkeiten, dahero
„verkriechten sie sich unter Büchel und
„Berg wohl wissend, daß die Berg von
„Hönig triefen und die Büchel mit Milch
„fließen. (dd) Sie söhnten sich nach
„einem getrösten Leben, dahero eilten
„sie in die Wüsten: dann die schöne
„Oerter in der Wüsten werden feist
„werden, und die Büchel mit Frolocken
„umgeben. (ee) Einen Himmel ver-
„langten sie noch auf Erden, dahero

„versperreten sie sich in Hütten, und
„Clausen, dann wie der hönigfließende
„Bernardus anmerkte: Cœlum &
„cella, so ist in lateinischer Sprach die
„Clausen und der Himmel fast ein
„Ding. (ff) Ihr Seel dürstete nach
„Gott, ihr Fleisch hatte nach ihme
„großes Verlangen, dahero (wieviel
„dahero kommen nicht noch?) erschein-
„ten sie vor ihm in dem wüsten, unge-
„bauten und wasserlosen Land, gleich-
„wie im Heiligthum seine Kraft und
„Herrlichkeit zu sehen. (gg) O Wüsten
„ruffet freudenvoll ein heiliger Hiero-
„nymus auf. (Jtzt werden wir bald
innen werden, was der Redner will,
es wird endlich eine Lobrede auf den
heiligen Hieronymus heraus kommen)
„O Wüsten, welche du mit denen Blu-
„men Christi herrlicher blühest, dann der
„schönste Lustgarten! O Einöde! o Fel-
„sen!

„sen! ihr seyd der edliste Steinbruch, in
„welchen wachsen die kostbariste Stein,
„aus denen erbauet wird die Stadt des
„großen Königs. (hh) O Einsamkeit!
„die du auf das freundlichste Gott ge-
„niessest! Angehörte Stimm dieses hei-
„ligen Erzvaters und Patriarchen klin-
„get sehr wohl in meinen Ohren. Mit
„dem Verliebten ruffe ich ihme entgegen
(damit er noch eine Citation anbringt)
„meine Taube in den Löcheren des Fel-
„sens, in den Höhlen der Mauren, zei-
„ge mir dein Angesicht, lasse deine
„Stimm in meinen Ohren klingen,
„dann deine Stimm ist süß und dein
„Angesicht schön. (ii) Ohnedem suchte
„ich diesen großen Diener aller Orten
„auf, und ich funde ihn nirgends als in
„der Wüsten. (Jetzt kömmt er immer
näher auf seinen Hauptsatz, wie schön,
wie unvermerket knüpfet er an.) „Eine

„schuldigste Lobrede sollte ich ihme able-
„gen, und da darf ich nur abgeben eine
„Stimm des Ruffenden in der Wü-
„sten (kk) (Dieser Text schicket sich
noch am besten, ich hätte fast erwartet,
er werde sich noch für den Heil. Jo-
hannes den Täufer ausgeben.) „Ich
„verehre ihn als einen großen Kirchen-
„lehrer, so muß ich ihn groß sprechen,
„dann der da würket und lehret der wird
„groß genennet werden. (ll) Eines
„allein setzet mich in Aengsten. Wie?
„Hieronymus ein Kirchenvater, und
„Mönch zugleich? ein Kirchenlehrer,
„und anbey ein Einsiedler? Was ist
„das vor ein Wunderding? Einmal!
„Er hat die ganze Maaß erfüllet eines
„großen Lehrers, als der da gewürket
„und gelehrt. So bin ich dann gezwun-
„gen meiner Ehrenrede den Titel zu hef-
„ten: Hieronymus ein wundervoller

„Mönch.

„Mönch. Wundervoll, dann er lebte
„in der Einöde zum Nutzen der Welt.
„Erster Theil. Wundervoll, dann die
„Welt selbsten mußte ihme dienen zur
„Einöde. Zweyter Theil.

Ich hätte beynahe die Hauptkostbarkeiten beyzufügen vergessen, hier aber sind sie.

(a) Heb. 11. (b) Gen. 24. (c) Gen. 35. (d) Gen. 18. (e) Exod. 3. (f) Num. 12. (g) 3. Reg. 19. (h) Exod. 13. (i) Exod. 14. (k) Sap. 16. (l) Exod. 17. (m) Deut. 32. (n) 4. Reg. 4. (o) L. C. (p) Ezech. 1. (q) Amos. 1. (r) Apoc. 1. (s) 1. Reg. 13. (t) Pſ. 77. (u) Pſ. 54. (w) Matth. 4. (x) Marc. 6. (y) Luc. 9. (z) Joan. 6. (aa) Luc. 6. (bb) Exod. 26. (cc) Job. 39. (dd) Joel. 3. (ee) Pſ. 64. (ff) Epiſt. ad H. de vita ſolit. (gg) Pſ. 62. (hh) Epiſt. ad Heliod. (ii) Apoc. 21. (kk) Cant. 2. (ll) Matth. 3.

Welch eine Menge Schönheiten! welche Belesenheit! Ist es doch möglich, der Redner hat ja die ganze Heil. Schrift im Kopf? so reden und denken Leute, denen die wahre Beredsamkeit noch unbekannt ist. Sie halten ihn wirklich für den bayrischen Cicero. Wer hingegen die ächte Beredsamkeit kennet, alle Texte zusammen hält, den ganzen Zusammenhang in Betrachtung zieht, der muß den ganzen Eingang für nicht anders, als für ein elendes Gewäsch ansehen. Denn von der ersten Zeile an, bis er endlich den Titel heftet, heist eine Construction fast so viel als die andere. Man muß endlich einmal jungen Leuten dergleichen Muster vor Augen legen, und sie dadurch auf die rechte Pfade führen. Diese gelehrtscheinende Art von Reden kann unerfahrne Jünglinge

linge leicht blenden. Sind sie einmal davon eingenommen, so sind sie schon von einem verdorbenen Geschmacke, und ihr Vorurtheil ist ihnen nicht leicht mehr aus dem Kopfe zu bringen.

Wo sieht man aber ein dergleichen gelehrtes Mischmasch bey wahrhaft grossen Rednern. Man halte diese Muster gegen die Rede Fleschiers, Gellerts, Cicerons, Demosthenis. Welcher Unterscheid! Wie ganz anders denken und reden diese Redner! Wer ihre Gedanken, ihre Einrichtung, ihre Ausdrücke, ihre Wendungen, ihren ganzen Zusammenhang etwas genauer ansieht, der wird gar bald einen guten Geschmack bekommen, und die wahre, natürliche, und mannliche Beredsamkeit, von der falschen geschminkten, und scheinbaren kennen lernen. Mehr habe ich für itzt nicht mehr zu sagen, als

daß ich wünsche, diese Sammlung und Einleitung möchte zur Aufklärung des Verstandes, zur Verbreitung des guten Geschmackes, und zur Kenntniß der wahren Beredsamkeit vieles beytragen.

# Lobrede

auf den

Königlichen Französischen

General-Feldmarschall

# Grafen von Turenne

gehalten zu Paris,

in der Kirche des H. Eustachius,

den 10 Jan. 1676.

durch

**Esprit Fleschier**

Bischofen von Nimes oder Nemaus.

---

1. *Maccab.* 9, 20. 21.

Und alles Volk Israel traurete um Juda lange Zeit, und klagten ihn sehr und sprachen: Ach! daß der Held umkommen ist, der Israel geschützet und errettet hat!

Ich kann ihnen, meine Herren, keinen höhern Begriff von dem traurigen Innhalte meiner heutigen Rede geben, als wenn ich ihnen die herrlichen und nachdrücklichen Worte vorhalte, derer sich die Heil. Schrift bedienet, wenn sie das Leben des weisen und heldenmüthigen Machabäus loben, und seinen Tod beweinen will. Dieser Held, der den Ruhm seines Volkes bis ans Ende der Erden ausbreitete; der sein Lager mit dem Schilde bedeckte, und das feindliche mit dem Degen in der Faust angriff; der die wider sich vereinigten Könige, bis in den Tod kränkete, und das Haus Jakobs durch Tugenden und Thaten erfreuete, deren Gedächtniß ewig unter uns bleiben soll: dieser Held, der die Städte Juda beschützete, und den Stolz der Kinder Ammon und

Esau

Esau dämpfete; der mit dem Raube aus Samarien beladen zurücke kam, als er die Götzen fremder Völker auf ihren eignen Altären verbrannt hatte: Dieser Held, den GOtt als eine eherne Mauer, rings um Israel gesetzet hatte: daran sich die Kräfte des ganzen Asiens so oft zerstießen; der nach der Zernichtung der zahlreichsten Heere, nach Verwirrung der geschicktesten syrischen Feldherren, dennoch eben so wohl, als der geringste Israelit, mit triumphirenden Händen, jährlich das Heiligthum wieder aufzurichten kam: und der keinen andern Lohn, für die seinem Vaterlande geleisteten Dienste, verlangte, als die Ehre, daß er dasselbe erhalten hätte! Dieser tapfere Held, der endlich mit unüberwindlicher Herzhaftigkeit, die in einer schändlichen Flucht begriffenen Feinde verfolgte, empfieng die tödtliche Wunde, und ward gleichsam in seinem Triumphe begraben. Bey dem ersten Gerüchte von diesem traurigen Zufalle, bewegten sich alle Städte in Judäa. Ströme von Thränen

lie=

liefen aus den Augen aller ihrer Einwohner. Eine Zeitlang waren sie still, stumm unbeweglich. Der Schmerz durchbrach endlich diese lange und traurige Stille, vermittelst einer mit Seufzern unterbrochenen Stimme; welche in ihren Herzen Mitleid, Trauren und Furcht erweckete. Sie riesen: Ach! daß der Held umgekommen ist, der Israel geschützet und errettet hat! Bey diesem Geschreye verdoppelte Jerusalem seine Thränen: die Gewölber des Tempels bebeten; der Jordan ward trübe, und alle seine Ufer ertöneten von dem Klange dieser traurigen Worte: Ach! daß der Held umgekommen ist ꝛc.

Ihr Christen: die eine Trauerceremonie allhie versammelt hat, erinnert euch euer Gedächtniß nicht dessen, was ihr gesehen, dessen, was ihr fünf Monate her, empfunden habt? Erkennet ihr euch selbst nicht in der Betrübniß, die ich euch jetzo vorgestellet habe? Und setzet ihr nicht in Ge-

danken, an die Stelle des Helden, von welchem die Schrift redet, denjenigen, von welchem ich itzt reden werde? Sie sind ja einander an Tugend und Unglück ähnlich: und diesem letzten fehlt heute nichts mehr, als eine ihm anständige Lobrede. O! wenn der göttliche Geist, der Geist der Stärke und der Wahrheit, meine Rede mit solchen lebhaften und natürlichen Vorstellungen erfüllet hätte, welche die Tugend nicht nur lebhaft abschildern, sondern auch ins Herz drücken könnten! Mit was für edlen Gedanken würde ich nicht eure Seelen anfüllen, und was für einen Eindruck würde nicht die Erzählung so vieler erbaulichen und preißwürdigen Thaten in euren Herzen machen?

Was für eine Materie ist jemals fähiger gewesen, alle Zierrathen einer männlichen und gründlichen Beredsamkeit anzunehmen, als das Leben und der Tod des durchleuchtigsten und großmächtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Heinrichs, de la

Tour d'Auvergne, Vicomte de Turenne, königlichen französischen Generalfeldmarschalls, und Generalobersten der leichten Reuterey! Wo leuchten alle herrliche Wirkungen der Tapferkeit, Führungen der Heere, Belagerungen der Plätze, Eroberungen der Städte, mit mehrerm Glanze hervor? Wer hat über mehr Ströme gesetzet? Wer ist kühner im Angriffe, lobwürdiger im Weichen gewesen? Wer hat seine Läger besser angeordnet, mehr Kriege geführet, mehr Schlachten gewonnen? Wer hat mehr Feinde durch die Macht bezwungen, durch die Geschicklichkeit zerstreuet, durch eine kluge und edle Gedult müde gemacht und aufgerieben? Wo findet man so viele, und so kräftige Beyspiele, als in den Verrichtungen eines weisen, bescheidenen, freygebigen, und von allem Eigennutze befreyeten Mannes? der dem Dienste des Königes und des Vaterlandes ergeben war, der im Unglücke durch seine Herzhaftigkeit, im Glücke durch seine

Bescheidenheit, in Schwierigkeiten durch seine Klugheit, in Gefahr durch seine Stärke, in der Religion durch seine Gottesfurcht groß gewesen ist?

Welche Materie kann uns aufrichtigere und rührendere Gedanken bringen, als ein plötzlicher und erstaunlicher Todesfall, der den Lauf unserer Siege gehemmet, und die süsseste Hoffnung des Friedens unterbrochen hat? Ihr Feinde Frankreichs lebet, und die christliche Liebe verblendet mich, euch den Tod zu wünschen. Möchtet ihr nur die Gerechtigkeit unserer Waffen erkennen, und den Frieden annehmen, den ihr bey allem eurem Verluste so oft von euch gestossen habet! Möchtet ihr doch durch den Ueberfluß eurer Thränen die Kriegsflammen auslöschen, die ihr so unglücklich entzündet habt! Behüte GOtt, daß ich was mehrers wünschen sollte! Die Gerichte Gottes sind unerforschlich. Aber ihr lebet, und ich beklage auf dieser Kanzel einen klugen und tugendhaften Feldherrn, dessen Absich-

ten

ten rein waren, und dessen Tugenden ein weit längeres, und dauerhafteres Leben zu verdienen schienen.

Hören sie auf zu klagen, meine Herren, denn es ist Zeit, sein Lob anzufangen, und ihnen zu zeigen: wie dieser mächtige Held triumphiret hat

I Ueber die Feinde des Staats durch seine Tapferkeit.

II Ueber die Neigungen seines Gemüths durch seine Weisheit.

III Ueber die Irrthümer und Eitelkeiten der Welt, durch seine Gottesfurcht.

Wenn ich diese Ordnung meiner Rede unterbrechen sollte; so vergeben sie mir ein wenig Verwirrung in einer Materie, welche so viel Unordnung verursachet hat. Ich werde vielleicht bisweilen den Feldherrn mit dem weisen Manne, und diesen mit dem Christen vermischen. Bald werde ich die

Siege, bald auch die Tugenden loben, dadurch er sie erlanget hat. Wenn ich nicht so viel Thaten erzählen kann; so werde ich sie in ihren Quellen entdecken. Ich werde den Herrn der Heerschaaren anbethen; ich werde den GOtt des Friedens anrufen; ich werde den Vater der Barmherzigkeit preisen: und ich werde alle ihre Aufmerksamkeit erlangen, nicht durch die Kraft der Beredsamkeit, sondern durch die Wahrheit, und durch die Größe der Tugenden, davon ich zu reden mich anheischig gemacht habe.

Denken sie nicht, meine Herren, daß ich der Gewohnheit der Redner nachkomme, und den Marschall von Turenne, nach Art gemeiner Leute loben werde. Wenn sein Leben nicht so herrlich wäre, so würde ich mich bey der Größe und dem Adel seines Hauses aufhalten: und wäre sein eigenes Bild nicht so schön, so wollte ich die Gemählde seiner Vorfahren hervorbringen. Aber die Vortreflichkeit seiner Thaten verdunkelt den Glanz seiner Geburt, und das

ge-

geringste Lob, was man ihm geben kann, ist dieses, daß er aus dem erleuchten Hause von Auvergne entsprossen ist, welches sein Geblüt mit Kaysern und Königen vermischet hat; welches der Landschaft Guienne Herren, allen europäischen Höfen Prinzessinnen, und Frankreich selbsten Königinnen, gegeben hat.

Allein, was sage ich? Man muß ihn deßwegen nicht loben; nein, man muß ihn beklagen. So herrlich auch der Stamm war, daher er entsprossen war, so hatte ihn doch die Ketzerey der letzten Zeiten angestecket. Er empfieng zugleich mit diesem edlen Geblüte Grundsätze der Irrthümer und Lügen: und unter den Exempeln seines Geschlechts traf er auch solche an, welche die Wahrheit theils nicht erkannten, theils gar bestritten. Laßt uns derowegen daraus kein Lob für ihn machen, welches ihm Anlaß zur Busse gegeben hat; und laßt uns vielmehr diejenigen Ehrenstufen sehen, welche

ihn die göttliche Vorsehung betretten lassen, ehe ihn seine Barmherzigkeit von den verderbten Irrwegen seiner Väter zu sich gezogen.

Schon vor seinem 14ten Jahre fieng er an, die Waffen zu tragen. Belagerungen und Schlachten dienten seiner Kindheit zur Uebung; und seine allerersten Ergötzlichkeiten waren die Siege. Unter der Anführung des Prinzen von Oranien, seines Oheims, lernete er die Kunst zu kriegen, als ein gemeiner Soldat: und weder der Hochmuth, noch die Trägheit, entfernte ihn von denen Bedienungen, die mit Arbeit und Gehorsam am genauesten verknüpfet sind. Man sah, daß er in der untersten Stufe des Soldatenstandes, keine Beschwerlichkeit floh, und keine Gefahr fürchtete. Er that das aus Ehrliebe, was andere aus Nothwendigkeit thaten; und suchte sich von ihnen durch nichts, als durch eine größere Liebe zur Arbeit, und durch eine edlere Er-

füllung seiner Pflichten zu unterscheiden. So fieng sich ein Leben an, dessen Fortsetzung so herrlich seyn sollte: nicht anders als die Ströme, welche desto breiter werden, jemehr sie sich von ihrer Quelle entfernen; und endlich allenthalben, wo sie durchfließen, die Bequemlichkeit und den Ueberfluß mitbringen. Von der Zeit an, hat er nur der Ehre, und der Wohlfahrt des Staats gelebet. Er hat alle Dienste geleistet, die man von einem gesetzten und thätigen Geiste hoffen kann, der in einem starken und gesunden Leibe wohnet. In der Jugend hat er alle Klugheit des reifen Alters, und im reifen Alter alle Munterkeit der Jugend besessen. Sein Leben hat eine völlige Dauer bekommen; wie die Schrift redet: und wie er seine junge Jahre nicht in der Zärtlichkeit und Wollust zugebracht hatte; so war er auch nicht gezwungen, die letzten im Müssiggange und in Schwachheit zuzubringen.

Wo ist wohl unter Frankreichs Feinden ein Volk, welches nicht die Wirkungen seiner Tapferkeit empfunden hätte? Und welcher Theil von unsern Grenzen hat nicht zum Schauplatze seiner Ehren gedienet? Er steiget über die Alpen, und thut sich in den berufenen Schlachten bey Casal, bey Turin, und Guiers durch seine Herzhaftigkeit und Klugheit hervor. Italien sieht ihn für eines der vornehmsten Werkzeuge an, in solchen großen und wunderwürdigen Verrichtungen, die man inskünftige in den Geschichten kaum wird glauben wollen. Von den Alpen geht er auf die pyräneischen Gebirge, um die Eroberung zweener wichtigen Plätze zu befördern; dadurch eine unsrer schönsten Landschaften gegen alle Bemühungen der Spanier gesichert wird. Er geht über den Rhein, die Ueberbleibsel eines zerstreueten Heeres zu versammeln. Er bemächtiget sich der Städte, und trägt mit dazu bey, daß Schlachten gewonnen werden. Also erhebt er sich durch seine eige-

nen

nen Verdienste, stufenweise zum Feldherrn, und zeiget in seinem ganzen Lebenslaufe, was ein Feldherr zur Beschützung eines Königreichs beytragen kann, der sich durch den Gehorsam zum Herrschen geschickt gemacht; der die Tapferkeit mit der Emsigkeit, und eine natürliche Fähigkeit mit der Erfahrung verbunden hat.

Damals ist sein Verstand und Wille am allergeschäftigsten gewesen. Er mochte nun etweder die Händel anfangen, oder entscheiden; muthig nach dem Siege streben, oder ihn geduldig erwarten; er mochte entweder dem Vorhaben der Feinde, durch Herzhaftigkeit zuvorkommen, oder die Furcht und Eifersucht des Bundsgenossen durch Klugheit zerstreuen; er mochte sich entweder im Glücke mässigen, oder in unglücklichen Kriegen standhaft bleiben: so war doch seine Seele allezeit gleichmüthig. Veränderte sich das Glück, so wechselte er nur seine Tugenden. Er war glücklich ohne Stolz; un-

glücklich und doch ansehnlich; und fast eben so wunderwürdig, wann er mit Vernunft und Klugheit die Ueberbleibsel derer zu Marienthal geschlagenen Heere erhielt: als da er selbst die Kayserlichen und Bayern schlug, und mit siegenden Heeren ganz Deutschland nöthigte, Frankreich um Frieden zu bitten.

Man hätte gedacht, daß eine glückliche Friedenshandlung allen europäischen Kriegen ein Ende machen würde: als GOtt, dessen Gerichte unergründlich sind, Frankreich durch sich selbst strafen wollte; und dasselbe in alle die Unordnungen gerathen ließ, welche die bürgerlichen und innern Unruhen in einem Staate anrichten können. Erinnern sie sich, meine Herren, dieser verwirrten Zeiten, da der finstere Geist der Uneinigkeit, die Pflicht und die Leidenschaft, das Recht und den Eigennutz, die gerechte und die böse Sache durcheinander mengte; da fast die allerhellsten Sterne verfinstert wur-

den, und die allergetreuesten Unterthanen sich wider ihren Willen durch den Strom widriger Partheyen hingerissen sahen. Wie die Schiffer, sobald sie merken, daß der Sturm sie mitten auf dem Meere ergreift, gezwungen werden, ihre vorgesetzte Fahrt zu verlassen, und sich auf eine Zeitlang der Wuth der Stürme, und des Ungewitters zu überlassen: so verhält es sich mit der Gerechtigkeit GOttes, und mit der natürlichen Schwachheit der Menschen. Aber ein Weiser kömmt leicht wieder zu sich selbst: und es giebt in der Politik, wie in der Religion, eine gewisse Art der Reue, die weit rühmlicher ist, als die Unschuld selbst; welche ein wenig Schwachheit durch ausserordentliche Tugenden, und durch einen immerwährenden Eifer vortheilhaft ersetzet.

Allein, wo blieb ich stehen, meine Herren? Ohne Zweifel stellen sie sich den Herrn Turenne schon so vor, wie er an der Spitze der königlichen Heere steht. Sie sehen ihn, wie er die Aufrührer bekämpfet

und zerstreuet; die durch Irrthümer Verführeten zurecht bringet; die durch Furcht Erschreckteten stärket; und wie ein anderer Moyses, dem Thoren Israels zurufet: Her zu mir, wer zum HErrn gehöret! Wie groß war damals nicht seine Standhaftigkeit und seine Klugheit! Bald eilet er an dem Ufer der Loire, in Begleitung weniger Befehlhaber und Bedienten eine Brücke zu vertheidigen, und steht gegen ein ganzes Heer. Es sey nun, daß die Herzhaftigkeit dieses Unterfangens; oder die einzige Gegenwart dieses Helden; oder die sichtbare Beschirmung des Himmels, die Feinde unbeweglich gemacht; so erschreckte er doch durch seinen Entschluß diejenigen, die er mit Gewalt nicht hätte zurücke halten können; und half durch diese kluge und glückliche Verwegenheit dem Staate wieder auf, der sich doch schon zum Untergange neigete. Bald bedienet er sich aller Vortheile, die ihm Zeit und Ort darbiethen. Er hemmet mit wenigen Völkern das Heer, so nur eben gesieget hatte; und verdienet sogar das Lob

seines Feindes, der in jenen abgöttischen Zeiten, für den Kriegesgott würde gehalten worden seyn. Bald nöthiget er am Rande der Seyne, einen fremden Fürsten, dessen heimlichste Absichten er erforschet hatte, durch Tractaten, daß er aus Frankreich weichen muß; und zwinget ihn, sich der Hoffnung zu begeben, die er sich machte, aus unsern Unordnungen Vortheil zu ziehen.

Ich könnte hier noch die eroberten Plätze, die über die Rebellen befochtenen Siege hinzusetzen. Aber laßt uns lieber dem Ruhme unsers Helden etwas entziehen, als länger das traurige Bild unsers vormaligen Elendes betrachten. Last uns von andern Thaten reden, die eben so vortheilhaft für Frankreich, als für ihn selbst gewesen; und wobey unsere Feinde keine Ursache gehabt haben, sich zu erfreuen. Es ist genug, wenn ich sage, daß er durch seine Aufführung das Ungewitter gestillet, dadurch unser Königreich bestürmet ward. Ward die Frechheit gezäumet; ward der öffentliche und

heim-

heimliche Haß gestillet; bekamen die Gesetze ihre alte Kraft wieder; ward Ordnung und Ruhe in Städten und Landschaften wieder hergestellet; wurden die Glieder mit ihren Häuptern wieder vereiniget: so hast du es ihm zu verdanken, o Frankreich! : : : : Ich irre mich: GOtt hast du es zu verdanken; der nach seinem Wohlgefallen, aus den Schätzen seiner Vorsehung, die großen Seelen hervorbringet, die er zu sichtbaren Werkzeugen seiner Macht ersehen hat; um mitten aus den Ungewittern eine allgemeine Stille und Ruhe hervor zu bringen, den Staaten aus ihrem Verfalle aufzuhelfen, und wenn seiner Gerechtigkeit ein Gnügen geschehen ist, die Völker mit ihren Beherrschern zu versöhnen.

Sein Heldenmuth, der sich bey dem Unglücke seines Vaterlandes ungern sehen ließ, schien in auswärtigen Kriegen immer hitziger zu werden, und man sah, daß sich seine Tapferkeit verdoppelte. Verstehen sie doch, meine Herren, durch dieses Wort, nicht eine

eitele, unbesonnene und aufgebrachte Frechheit, welche die Gefahr um ihrer selbst willen suchet, die sich ohne Nutzen waget, und nichts als den Ruhm und die Hochachtung der Leute zum Zwecke hat. Ich rede von einer weisen und wohleingerichteten Kühnheit, die sich vor dem Anblicke ihrer Feinde anfrischet, in der Gefahr selbst alles durchschauet, und ihren Vortheil beobachtet: aber welche sich nach ihren Kräften mißt; zwar schwere Dinge unternimmt, aber keine unmögliche angreift, welche nichts von demjenigen dem blinden Glücke überläßt, was durch Tugend erlanget werden kann; die endlich in Ermanglung guter Anschläge, alles wagen kann, und bey der Beobachtung ihrer Pflicht bereit ist, entweder im Siege zu sterben, oder im Unglücke zu leben.

Ich gestehe es, meine Herren, daß ich hier unter der Last meiner Materie zu Boden sinke. Die große Anzahl der Thaten, davon ich reden soll, macht mich verwirrt.

Ich

Ich kann sie nicht alle beschreiben; und doch wollte ich nicht gerne eine einzige auslassen. O! daß ich die Kunst nicht kann, ihren Gemüthern einen sichtbaren Entwurf von Flandern und Deutschland einzuprägen! dadurch würde ich in ihren Gedanken alles dasjenige ohne Unordnung entwerfen können, was dieser große Feldherr verrichtet hat, und kürzlich bey jedem Orte sagen: Hier eroberte er Bollwerke, und kam einer belagerten Stadt zu Hülfe. Da überfiel er den Feind, oder schlug ihn in offenem Felde. Diese Städte, wo sie die Lilien gepflanzet sehen, sind entweder durch seine Wachsamkeit beschützet, oder durch Standhaftigkeit und Heldenmuth eingenommen worden. Dieser Ort, den Wald und Strom bedecket, ist der Platz, wo er nach einer rühmlichen Zurückziehung das bestürzte Heer wieder anfrischete. Hier tratt er aus den Linien, um ein Treffen zu liefern, und gewann auf einmal eine Stadt und eine Feldschlacht. Dort theilte er den Rest sei-

nes eigenen Geldes aus, und vollendete dadurch nicht nur eine Belagerung; sondern gieng auch zu gleicher Zeit weiter, eine andre feindliche aufzuheben und zu verhindern.

Ich würde ferner sehr vieler Vortheile Meldung thun, um sie derjenigen übeln Mächte erinnern, darüber der König in Spanien geklaget; auch des durch Tractaten und Bündnisse gesuchten Friedens, gedenken, ohne welchen du, o Flandern! du blutiger Schauplatz so vieler Trauerspiele, du traurige Gegend, die du viel zu enge bist, so viele Kriegsheere, die dich verwüsten, in dich zu fassen! du, sage ich, würdest längst die Zahl unsrer Landschaften vermehret haben; und an statt, daß du jetzo eine unglückliche Quelle unsrer Kriege bist, würdest du heute die ruhige Frucht unsrer Siege seyn. Ich könnte ihnen, meine Herren, am Ufer des Rheinstromes eben so viel Siegeszeichen darstellen, als an der

Schelde und der Sambre. Ich könnte beschreiben, wie er Schlachten gewonnen; vor den Augen der Feinde über Flüsse, und durch enge Pässe gezogen; Felder mit ihrem Blute gefärbet; unersteigliche Berge überstiegen, um sie fern von unsern Grenzen zu treiben. Allein die geistliche Beredsamkeit ist nicht geschickt, Kriege und Schlachten zu beschreiben. Die Zunge eines Priesters, die zum Lobe JEsu Christi, des Heilandes aller Menschen bestimmet ist, soll nicht von einer Kunst reden, die nur zu ihrem Verderben gereichet: und ich will euch keine Abbildung von dem Metzeln und Morden machen, weil wir vor den Altären stehen, wo man dem HErrn der Heerschaaren, nicht mehr das Blut der Ochsen, sondern dem GOtt der Barmherzigkeit und des Friedens, ein unblutiges Opfer darzubringen pfleget.

Was aber? Giebt es denn keine christliche Tapferkeit und Herzhaftigkeit? Lehret

uns

uns die Schrift, die uns doch befiehlt die Kriege zu heiligen, nicht selber, daß die Frömmigktit mit den Waffen gar wohl beysammen stehen könne? Soll ich eine Lebensart verdammen, die die Religion selbst nicht verdammet, wenn man nur ihre Gewaltthätigkeit zu mäßigen weiß? Nein, meine Herren! Ich weiß, daß die Fürsten das Schwerdt nicht umsonst tragen; daß die Gewalt statt findet, wenn sie mit Billigkeit vereinbaret ist; daß der HErr der Heerschaaren selbst der schrecklichen Gerechtigkeit vorsteht, die sich die Könige selbst verschaffen; daß das Recht der Waffen zur Erhaltung der Gesellschaft nöthig ist; und daß die Kriege erlaubt sind, sich des Friedens zu versichern, die Unschuld zu schützen, der ausbrechenden Boßheit zu steuren, und die Begierden in den Schranken der Gerechtigkeit zu erhalten. Ich weiß auch, daß Sanftmuth und Liebe die Kriege der Christen regieren müssen; daß die Feldherren, welche sie führen, Diener der gött-

lichen Vorsehung sind, die allezeit weißlich handelt, und der Macht ihrer Könige, die niemals ungerecht seyn soll; daß sie ein sanftes und liebreiches Herz haben müssen, wenn gleich ihre Hände blutig sind; und daß sie innerlich den Schöpfer anbethen sollen, wenn sie sich gleich trauriger Weise genöthiget sehen, seine Geschöpfe zu verderben.

Hier, meine Herren, nehme ich die ganze Welt zum Zeugen: und wenn ich von der Gelindigkeit und Sanftmuth des Marschalls von Turenne rede, berufe ich mich auf alle die, so jemals unter seiner Anführung gefochten haben. Hat er sich wohl ein Vergnügen gemacht, sich seiner Macht zum Schaden derer zu bedienen, die man für seine Feinde ansieht? Wo hat er erschreckliche Denkmäler seines Zorns, oder seiner besondern Rache hinterlossen? Welchen Sieg hat er nach der Zahl derer Elenden geschätzet, die er unterdrücket, oder der Leichen, die er auf der Wahlstadt liegen lassen?

sen? Wessen Leben hat er aus Eigennutz oder Ehrsucht in Gefahr gesetzet? Welchen Soldaten hat er nicht als einen Unterthan seines Herrn, und als ein Mitglied des gemeinen Wesens geschonet? Welchen Blutstropfen hat er vergossen, der nicht zur Beförderung des gemeinen Nutzens gedienet? In der berühmten Schlacht bey Dünes, hat man gesehen, wie er den fremden Soldaten die Waffen aus den Händen gerissen, die vermöge einer natürlichen Grausamkeit die Ueberwundenen niederhieben. Man hat gesehen, daß er allemal das Unheil beseufzet, welches der Krieg nothwendiger Weise nach sich zieht, welches man zuweilen nicht sehen, leiden, ja selbst verursachen muß. Er wußte, daß ein weit höheres und heiligeres Gesetz vorhanden sey, als dasjenige, welches das Glück und der Stolz dem Schwachen und Unglücklichen auferlegt; und daß diejenigen, die unter dem Gesetze JEsu Christi leben, das Blut derer, die mit seinem Blute erlöset

worden, so viel möglich ist, sparen, und des Lebens derer schonen müsse, die er erkauft hat. Er suchte die Feinde zu bezwingen, nicht zu vertilgen. Er hätte gewünschet, sie angreifen zu können, ohne ihnen zu schaden; sich zu vertheidigen, ohne sie zu beleidigen; und diejenigen zu Recht und Billigkeit zu nöthigen, denen er seiner Pflicht nach, Gewalt anthun mußte.

Endlich hatte er sich eine gewisse Soldatenmorale gemacht, die ihm ganz eigen war. Seine Hauptneigung war die Bemühung nach dem Ruhme seines Königes, das Verlangen nach dem Frieden, und der Eifer für die gemeine Wohlfahrt. Er wußte von keinen andern Feinden, als von dem Hochmuthe, der Ungerechtigkeit, und der eigenmächtigen Beherrschung fremder Länder. Er war gewohnt, ohne Zorn zu streiten, ohne Hochmuth zu siegen, ohne Eitelkeit zu triumphiren, und bloß die Tugend und Weisheit zur Richtschnur seiner Thaten zu machen.

Das soll ich ihnen nun in diesem andern Theile vor Augen stellen.

Die Tapferkeit ist nichts, als eine blinde und gewaltsame Macht, welche sich selbst verwirret und übereilet; wenn sie nicht von der Redlichkeit und Klugheit erleuchtet und geleitet wird. Und ein Feldherr ist nicht vollkommen, wenn er nicht zugleich ein rechtschaffener und weiser Mann ist. Was kann der für eine Kriegszucht im Felde anordnen, der weder sein Gemüthe, noch seine Aufführung einzurichten weiß? Und wie würde der nach seinen Absichten, so viel verschiedene Gemüthsbewegungen erwecken und stillen können, der über seine eigenen nicht Meister ist? Der Geist GOttes selbst lehret uns in der Schrift, daß ein Weiser besser ist, als ein Starker; daß die Klugheit mehr vermag, als die Waffen der Kriegsleute; und daß ein Gedultiger und Sanftmüthiger bisweilen höher zu schätzen

 ist,

ist, als derjenige, der Städte und Schlachten gewinnet.

Hier machen sie sich, meine Herren, ohne Zweifel weit edlere Vorstellungen in ihren Gemüthern, als ich ihnen geben kann. Indem ich von dem Marschall von Turenne rede, muß ich gestehen, daß ich sie nicht über sich selbst erheben kann; und der einige Vortheil, den ich habe, ist dieser, daß ich nichts sagen kann, was sie nicht glauben sollten; und daß ich große Dinge sagen kann, ohne ein Schmeichler zu werden. Ist wohl jemals ein weiserer und vorsichtigerer Mann gefunden worden, der einen Krieg mit mehr Ordnung und Verstand geführet, der mehr Vorsichtigkeit und Anschläge gehabt; der thätiger und behutsamer gewesen; der alle Sachen besser nach ihrem Endzwecke eingerichtet; und seine Unternehmungen so gedultig zur Reife kommen lassen? Seine Anschläge waren fast untrüglich: und indem er nicht nur dasjenige entdeckte, was die Feinde gethan hatten, sondern auch

was sie noch zu thun willens waren; so konnte er zwar unglücklich, aber niemals überraschet werden. Er wußte die Zeit zum Angriffe, und zur Vertheidigung zu unterscheiden. Er wagte niemals was, als wenn sehr viel zu gewinnen, und fast gar nichts zu verlieren war. So gar, wenn er zu weichen schien, konnte er sich furchtbar machen. Endlich war seine Geschicklichkeit so groß, daß man die Ehre seiner Siege bloß seiner Klugheit zuschreiben mußte, und wenn er verlohren hatte, den Fehler bloß dem Unglücke zueignen konnte.

Erinnern sie sich meine Herren, des Anfanges und der Fortsetzung desjenigen Krieges, der, da er erstlich nur ein Funken war, itzt ganz Europa verzehret. Alles erkläret sich wider Frankreich. Man wiegelt die Fremden auf, man macht die Bundsgenossen abtrünnig, man macht die Freunde furchtsam, man muntert die Ueberwundenen auf, man bewaffnet die Miß-

günstigen. Wegen eingebildeter Gefahr, und eines künstlich beygebrachten Mißtrauens, wird der wahre Vortheil verkennet, wird die Treue verletzet, werden alle Tractaten verachtet. Ich gestehe es, so vielen vereinigten Heeren auf einmal zu widerstehen, dazu gehörten eben solche tapfre Kriegsheere und so erfahrne Heerführer, als die unsrigen gewesen. Aber nichts war fürchterlicher anzusehen, als da das ganze Deutschland, dieser große und ungeheure Körper, der aus so vielen verschiedenen Völkern und Nationen besteht, alle seine Fahnen fliegen ließ, und an unsre Grenzen rückete; um uns durch die Macht zu überwältigen, nachdem er uns durch die Macht schon erschreckt hatte. So vielen Feinden mußte man einen Helden entgegen setzen, der von einem standhaften und geprüften Muthe, einer großen Fähigkeit, und einer vollkommenen Erfahrung war; der die Ehre des Königreichs erhielt, und die Kraft desselben schonete; der nichts nützliches

und

und nothwendiges vergaß, auch nichts überflüssiges vornahm; der nach Gelegenheit sich seiner Vortheile zu bedienen, und sich seines Schadens zu erholen wuste, der bald der Schild und bald das Schwerdt seines Landes war; vermögend, sowohl die erhaltenen Befehle zu vollziehen, als von sich selbst in mancherley Zufällen einen Entschluß zu fassen.

Sie wissen, meine Herren, von wem ich rede; sie wissen auch den Verlauf seiner Thaten, ohne daß ich es sagen darf. Mit dem Kriegsheere, welches allein wegen seiner Tapferkeit, und seines Vertrauens gegen seinen Feldherrn merkwürdig war, hemmet und reibet er zwey große Heere auf, und zwinget diejenigen Friede zu machen, welche dem Kriege nicht anders, als mit unserm gänzlichen und plötzlichen Untergange ein Ende machen wollten. Bald widersetzet er sich der Vereinigung so vieler zusammen gesuchten Hülfsvölker; und unterbricht den Lauf derjenigen Ströme, die

ganz Frankreich hätten überschwemmen können. Bald schwächet oder zerstreuet er sie, durch wiederholte Schlachten. Bald treibt er sie über ihre eigenen Flüsse zurück, und hemmet sie allezeit durch kühne Unternehmungen, wenn er seiner Ehre wieder aufhelfen soll; durch Gelindigkeit aber, wenn er dieselbe nur erhalten darf. Ihr Städte! die unsre Feinde schon unter sich getheilet hatten, ihr seyd noch in dem Umkreise unsers Reichs. Ihr Landschaften! die sie in Gedanken schon verheerten, ihr habet eure Erndte noch halten können. Ihr von Natur und Kunst befestigte Plätze! die sie zu verwüsten entschlossen waren, ihr steht noch itzt und ihr habt nur vor den verwegenen Anschlägen eines eingebildeten Siegers gezittert, der nur die Zahl unserer Soldaten zählete, aber die Klugheit ihres Heerführers nicht in Betrachtung zog.

Diese Klugheit war die Quelle so vieler herrlichen Glücksfälle. Sie unterhielt die

Einigkeit der Soldaten mit ihrem Haupte, welche eine Armee unüberwindlich machet. Sie gab den Heeren Kraft, Muth und Zuversicht, dadurch sie alles erduldeten, und in der Ausführung seiner Absichten alles unternahmen. Sie machte endlich auch die gröbste Gattung von Leuten der Ehrbegierde fähig. Denn was ist ein Kriegsheer? meine Herren? Es ist ein Körper, der durch unzählig viele verschiedene Neigungen getrieben wird, und den ein geschickter Mann, zur Vertheidigung seines Vaterlandes, in Bewegung setzet. Es ist eine Schaar bewaffneter Menschen, welche den Befehlen ihres Oberhaupts blindlings folget, ob sie gleich seine Absichten nicht weiß. Es ist eine Menge mehrentheils geringer und für Geld gedungener Seelen; welche, ohne an ihre eigene Ehre zu denken, nur den Ruhm der Könige und Ueberwinder zu befördern suchen. Es ist eine verwirrte Versammlung unbändiger Leute, die man zum Gehorsame bringen muß. Es sind Verzagte, die man in den Streit führen; Verwe-

wegene, die man zurück halten; und Ungeduldige, die man zur Standhaftigkeit gewöhnen muß. Was für Klugheit gehöret nicht dazu, so viel verschiedene Absichten und Begierden zu leiten, und zum einzigen Nutzen des gemeinen Wesens unter einen Hut zu bringen. Wie kann man sich furchtbar machen, ohne sich in die Gefahr zu setzen, gehasset, ja oft gar verlassen zu werden. Wie kann man sich beliebt machen, ohne ein wenig Ansehen zu verliehren, und von der ordentlichen Schärfe etwas nachzulassen?

Wer hat jemals diese rechte Mittelstrasse besser getroffen, als der Prinz, den wir beweinen? Diejenigen, die man insgemein nur durch Furcht und Strafe zurücke halten muß, wußte er durch Ehrfurcht und Freundschaft zu fesseln: und durch seine Gelindigkeit brachte er sich einen leichten und willigen Gehorsam zuwege. Er redet, und ein jeder höret seine Aussprüche. Er

befiehlt, und ein jeder gehorcht ihm mit Freuden. Er rücket dem Feinde entgegen, und ein jeder glaubt, daß er auf die Ehrenbahn laufe. Man sollte fast sagen, daß er wie Abraham, bloß mit seinen Hausgenossen auszöge, die verbundenen Könige zu schlagen; daß die jenigen, welche ihm folgten, seine Soldaten und Bedienten seyn müßten; ja daß er Feldherr und Hausvater zu gleich sey. Ihren Bemühungen kann auch nichts widerstehen. Sie finden keine Hinderniß, welches sie nicht überwältigen; keine Schwierigkeit, die sie nicht überwinden; keine Gefahr, die sie erschrecket: keine Arbeit, die sie ermüdet; kein Unternehmen, das sie in Erstaunen setzet; keine Eroberung, die ihnen schwer zu seyn scheint. Und was hätten sie einem Feldherrn abschlagen können, der seinen Bequemlichkeiten entsagte, um ihnen den Ueberfluß zu verschaffen; der ihrer Ruhe halber seine eigene verlohr; der sie in ihren Bemühungen aufrichtete, und selbst keine von sich ablehnte; der sein eige-

nes

nes Blut verschwendete, und nur das ihrige schonete?

Durch was für unsichtbare Ketten band er also ihre Neigungen? Mit eben der Güte, womit er sie eines theils muthig machte, entschuldigte er die andern, und gab allen Mittel an die Hand, weiter zu kommen, ihr Unglück zu überwinden, oder ihre Fehler zu verbessern. Dieses that er sonderlich durch den Mangel des Eigennutzes, dadurch er geneigt war, den Nutzen des Staats seiner eigenen Ehre vorzuziehen; durch die Gerechtigkeit, die in Vertheilung der Aemter ihm nicht zuließ, mehr auf seine Neigung, als auf Verdienste zu sehen; durch diesen Adel des Herzens und Gemüthes, welcher ihn über seine eigene Größe erhob; und durch so viel andere Eigenschaften, welche ihm die Hochachtung der ganzen Welt zuwege brachten.

Wie gerne möchte ich doch in die Ursachen und Bewegungsgründe seiner Tha-

ten eindringen! wie gerne wollte ich eine so ordentliche und einförmige Aufführung; ein so herrliches, von Uebermuth und Prahlerey so befreytes Verdienst; solche große und aus noch größern Grundsätzen abstammende Tugenden; eine allgemeine Redlichkeit, die ihn bewog, allen seinen Pflichten nachzukommen, und sie alle nach ihren rechtmässigen und natürlichen Absichten einzurichten; und eine so glückselige Fertigkeit in der Tugend, doch nicht um der Ehre willen, sondern bloß, weil es billig ist, tugendhaft zu seyn. Aber das ist zu viel für mich, bis in den Grund dieses großmüthigen Herzens einzudringen: und das ist für einen beredtern Mund, als der meinige ist, aufbehalten, alle seine Bewegungen und innerlichen Neigungen auszudrücken.

So viele Tugenden durch eine ausserordentliche Belohnung zu vergelten, mußte er einen großen König finden, der dafür hielte, daß er etwas nicht verstunde, und der vermögend

mögend wäre, solches selbst zu bekennen. Weg von hier! mit den schmeichlerischen Sätzen, daß die Könige geschickt auf die Welt kommen, und andre es erst werden müssen; daß ihre mit besondern Vorrechten begabte Seelen, ganz weise und verständig aus der Hand des Schöpfers kommen; daß sie keine Proben, keine Lehrstücke machen dörfen; daß sie tugendhaft ohne Arbeit, und ohne Erfahrung klug werden. Wir leben unter einem Prinzen, der, so groß und erleuchtet er auch ist, dennoch die Kunst zu herrschen, hat erlernen wollen: der sich auf der Ehrenbahn einen treuen Führer zu wählen gewußt; und dafür gehalten, daß es ein Zeichen seiner Weisheit seyn würde, wenn er sich der Klugheit eines andern bedienete. Was für eine Ehre es ist, für einen Unterthan, seinen König zu begleiten, ihm zum Rathe, ja, wo ich es sagen darf, in einer wichtigen Heldenthat zum Muster zu dienen: eine desto größere Ehre, weil die Gewogenheit keinen

Theil

Theil daran hatte; weil sie sich bloß auf seine überall bekannte Verdienste gründete: und weil die Eroberung der vornehmsten Städte in Flandern darauf erfolgte.

Was hätte nicht ein geitziger und hochmüthiger Mann, nach dieser herrlichen Probe der Hochachtung und des Vertrauens, für Anschläge gemacht? Wie viel Schätze und Ehrenstellen würde er nicht zusammen gerafft, und wie theuer würde er seine Arbeiten und Dienste nicht verkauft haben? Allein dieser weise Mann, der ohne Eigennutz mit dem Zeugnisse seines Gewissens zufrieden, und an Bescheidenheit reich war, findet in dem Vergnügen Gutes zu thun, die Belohnung seiner Tugenden. Ob er gleich alles erhalten kann, so bittet er, so begehret er doch nichts. Er wünschet sich, wie Salomon, nur sein bescheidenes und mäßiges Theil, zwischen Armuth und Reichthum: und man mag ihm anbiethen was man will, so erstrecket sich doch sein Ver-

langen nicht weiter, als seine Nothdurft es erfodert, und schließt sich in die Grenzen des einzigen Nothwendigen. Nur eine einzige Ehrliebe konnte ihn rühren, nämlich die Hochachtung und Gewogenheit seines Herrn zu verdienen. Dieser Ehrliebe geschah ein Genügen, und die jetzige Welt hat einen Unterthan gesehen, der seinen König nur um seiner großen Eigenschaften, nicht aber um seiner Würde, nicht um seines Glückes halber liebte; und einen König, der seinen Unterthanen mehr, der in ihm erkannten Verdienste halber; als um der Dienste wegen, die er von ihm genoß, werth gehalten.

Diese Ehre verminderte seine Bescheidenheit nicht. Ich weiß nicht, was für eine Gewissensangst mich bey diesem Worte stutzig machet. Ich fürchte hier diejenigen Lobsprüche bekannt zu machen, die er so oft verworfen hat; und nach seinem Tode eine Tugend zu beleidigen, die er in seinem Le-

ben so sehr geliebt hat. Allein laßt uns nach Recht und Billigkeit handeln, und ihn zu der Zeit ohne alle Furcht loben, da wir weder der Schmeicheley halber verdächtig, noch einige Eitelkeit zu begehen, fähig seyn können. Wer hat jemals solche große Thaten gethan? Wer hat mit mehrer Bescheidenheit davon geredet? Erhielt er einen Vortheil, so hörte man aus seinen Erzählungen nicht, daß er geschickt dabey gewesen; sondern daß der Feind sich dabey versehen habe. Gab er Nachricht von einer Schlacht, so vergaß er nichts zu sagen, als daß er sie gewonnen hätte. Erzählete er etliche von seinen Thaten, dadurch er so berühmt geworden, so hätte man denken sollen, er wäre ein bloßer Zuschauer dabey gewesen; ja man zweifelte, ob er, oder ob das Gerücht hierin einen Irrthum begangen? Kam er von seinen herrlichen Feldzügen zurücke, die seinen Namen unsterblich machen werden; so floh er den Zuruf des Volkes. Er erröthete über seine Siege; er

nahm die Lobsprüche nicht anders auf, als mans mit Vertheidigungsschriften machet, und erkühnte sich fast nicht dem Könige aufzuwarten: weil er aus Ehrerbietung, die Lobeserhebungen erdulten mußte, womit seine Majestät ihn ohne Unterlaß beehrte.

Damals geschah es, daß dieser Prinz in der süßen Ruhe eines stillen Privatlebens, sich aller, in währendem Kriege erworbenen Ehre begab, sich in die kleine Gesellschaft auserlesener Freunde einschloß, und sich ohn alles Geräusch in den bürgerlichen Tugenden übete. Hier war er aufrichtig in seinen Reden, schlechtweg in seinen Verrichtungen, getreu in seiner Freundschaft, genau in seinen Pflichten, ja in seinen geringsten Handlungen dennoch groß. Er verbirgt sich; allein sein Ansehen entdecket ihn. Er geht ohne Bedienung und Gefolge, aber ein jeder setzt ihn in Gedanken auf einen Triumphwagen. So bald man ihn sieht, zählet man die Feinde, die er überwunden,

nicht

nicht aber die Diener, die ihm folgen: und wenn er gleich allein ist: so stellet man sich doch rings um ihn her, die Tugenden und Siege vor, die ihn begleiten. In dieser ehrbaren Einfalt ist, ich weiß nicht was Edles anzutreffen; und je weniger er stolz ist, desto ehrwürdiger wird er.

Es würde seinem Ruhme was gefehlet haben, wenn er zwar allenthalben Bewunderer gefunden, aber nirgends einige Neider erwecket hätte. So groß ist die Ungerechtigkeit der Menschen! Die allerreineste und am besten erworbene Ehre verletzet sie. Alles, was sich über sie erhebet, das wird ihnen verhaßt und unerträglich; und das Glück, so von allen gelobet wird, und am allerbescheidensten ist, hat sich niemals von dieser schnöden und boßhaften Gemüthsneigung befreyen können. Das ist das Schicksal großer Leute, davon angefallen zu werden; und ein Vorrecht des Herrn von Turenne, daß er sie hat überwinden können.

Die Mißgunst wird gedämpfet, entweder durch seine Verachtung, oder durch seine unaufhörlich wachsende Ehre und Größe. Aus seinen Verdiensten hatte sie ihren Ursprung; seine Verdienste machten ihr auch ein Ende. Diejenigen, so ihm am wenigsten wohl wollten, erkannten doch, wie unentbehrlich er dem Staate war. Diejenigen, welche seine Erhöhung nicht leiden konnten, sahen sich endlich genöthiget, ihren Beyfall dazu zu geben; und indem sie sich nicht unterstunden, sich über die Wohlfahrt eines Menschen zu erfreuen, der ihnen niemals das elende Vergnügen gemacht hatte, sie durch einen seiner Fehler zu belustigen: so vereinigten sie ihre Stimmen, mit öffentlichem Rufe, und glaubten, daß sie Feinde von ganz Frankreich werden müßten, wenn sie seine Feinde werden wollten.

Allein, wozu hätten so viel heldenmäßige Eigenschaften gedienet, wenn GOtt nicht die Macht seiner Gnade über ihm hätte er-

schei-

scheinen lassen; und wenn derjenige, dessen sich die göttliche Vorsehung so edel bedienet hatte, ein ewiger Gegenstand seiner Gerechtigkeit geworden wäre? GOtt allein konnte seine Finsterniß zerstreuen, und hielt den glücklichen Augenblick in seiner Hand, den er bestimmet hatte, ihn in seinen Wahrheiten zu erleuchten. Es erschien dieser glückliche Augenblick, derjenige Punct, darauf seine wahrhafte Ehre ankam. Er erblickte die Schlingen und Fallgruben, die ihm seine Vorurtheile bisher ganz verdecket hatten. Er fieng mit Vorsichtigkeit und Furcht auf den Irrwegen zu wandeln an, darauf er einmal gerathen war. Gewisse Strahlen der Gnade und Erleuchtung lehrten ihn begreifen, daß er vergebens die besten Plätze in den Geschichten anfüllen würde, wenn nicht sein Name im Buche des Lebens angeschrieben stünde; daß er vergebens die ganze Welt gewinnen würde, im Falle er seine Seele verlieren sollte; daß nur ein Glaube und ein JEsus, und eine unzer-

liche einfache Wahrheit sey; welche sich nur denen zeiget, die sie mit demüthigen Herzen, und einem von allem Eigennutze entfernten Willen suchen. Er war noch nicht erleuchtet, aber er fieng an gelehrig zu werden. Wie oft hat er doch gelehrte und treue Freunde zu Rathe gezogen! Wie oft hat er aus brünstigem Verlangen, nach dem lebendigen und kräftigen Lichte, welches einzig und allein über die Irrthümer des menschlichen Gemüthes triumphiret, mit dem Blinden im Evangelio, zu seinem Heilande geseufzet: HErr hilf, daß ich sehen möge! Wie oft suchte er mit unvermögender Hand die verdrüßliche Binde abzureissen, die seine Augen vor der Wahrheit verschloß! Wie oft gieng er bis an die alten und reinen Quellen zurücke, die Christus seiner Kirche gelassen hat, um daraus mit Freuden das Wasser der heilsamen Lehre zu schöpfen.

Gewohnheit, Ausflüchte, Verbindungen, Scham wegen der Veränderung, Vergnügen

gen für das Haupt der Vertheidiger Israels angesehen zu werden; ihr eiteln und scheinbaren Ursachen des Fleisches und Blutes! ihr alle konntet ihn nicht zurücke halten. GOtt zerriß alle diese Bande; versetzte ihn in die Freyheit seiner Kinder; und nahm ihn aus dem Reiche der Finsterniß in das Reich seines geliebten Sohnes, welchen er durch seine ewige Gnadenwahl zugehörte. Hier stellet sich eine neue Art von Sachen vor meine Augen. Ich sehe weit größere Thaten, weit edlere Bewegungsgründe, und einen weit sichtbarern Schutz GOttes. Inskünftige werde ich von einer Weisheit reden, die eine Begleiterinn der wahren Tugend ist, und von einer Herzhaftigkeit, welche der Geist GOttes stärket. Erneuern sie also ihre Aufmerksamkeit in diesem letzten Theile meiner Rede, und ersetzen sie in ihren Gedanken dasjenige, was meinen Ausdrückungen und Worten fehlen wird.

Wenn der Herr von Turenne nur hätte schlagen und siegen gekonnt; wenn er nicht

über alle menschlichen Tugenden wäre erhoben gewesen; wenn seine Tapferkeit und Klugheit nicht wären durch einen Geist des Glaubens und der Liebe belebet gewesen: so wollte ich ihn mit den Fabiern und Scipionen in eine Klasse setzen. Ich würde der Eitelkeit die Mühe überlassen, die Eitelkeit zu verehren; und würde nicht an diese H. Stätte getretten seyn, einem unheiligen Menschen eine Lobrede zu halten. Wenn er seine Zeit in Blindheit und Irrthum beschlossen hätte, würde ich vergebens die Tugenden rühmen, die GOtt nicht gekrönet hätte. Ich würde ganz unnütze Thränen bey seinem Grabe vergießen: und wenn ich von seinem Ruhme reden sollte, so würde es nur in der Absicht, sein Unglück zu beweinen, geschehen. Aber Christo sey Dank! ich rede von einem Christen, der durch das Licht des Glaubens erleuchtet war; der aus Antrieb einer reinen Religion handelte, und durch eine aufrichtige Frömmigkeit alles besiegte, was dem Hoch-

muthe

muthe und Stolze der Menschen schmeicheln konnte. Also kehren alle Lobsprüche, die ich ihm geben kann, zu GOtt zurücke, der die Quelle derselben war: und wie die Wahrheit ihn geheiliget hat; so ist es auch eben dieselbe, die ihn lobet.

Wie vollkommen war doch seine Bekehrung, meine Herren! und wie sehr war sie von derjenigen unterschieden, die aus eigennützigen Absichten die Ketzerey verlassen! die zwar die Meynungen, aber nicht die Sitten verändern; die nur darum in dem Schoose der Kirche kommen, um sie durch ein ärgerliches Leben desto näher zu verletzen; und nicht eher aufhören, ihre geschworne Feinde zu seyn, als bis sie ihre widerspenstige Kinder geworden. Obgleich sich sein Herz schon von den Unordnungen befreyet hatte, die gemeiniglich von den Neigungen verursachet werden; so strebte er doch noch heftiger, dasselbe wohl einzurichten. Er hielt dafür, daß die Unschuld seines Lebens mit der Reinigkeit seines Glau-

bens überein kommen müßte. Er erkannte die Wahrheit; er liebte sie; er folgte ihr. Mit was für einer demüthigen Ehrerbietung wohnte er unsern heiligen Geheimnissen bey? Mit was für einer Lehrbegierde hörte er nicht die heilsamen Unterweisungen der Prediger? Mit was für Unterthänigkeit betete er nicht die Werke GOttes an, die der menschliche Verstand nicht begreifen kann? Ein wahrhafter Anbether im Geiste und in der Wahrheit, der nach dem Rathe des weisen Mannes, den HErrn mit einfältigem Herzen suchte! Ein unversöhnlichrr Feind der Gottlosigkeit; der von allem Aberglauben entfernet und unvermögend war, eine Heucheley zu begehen!

Kaum hatte er die gesunde Lehre angenommen, als er schon ihr Beschirmer ward. Sobald er mit den Waffen des Lichts angethan ist, streitet er wider die Waffen der Finsterniß. Er sieht den Abgrund, daraus er gestiegen ist, mit Zittern an, und reichet

denen

denen die Hände, die er noch darinn gelassen hatte. Man sollte gedacht haben, es wäre ihm auferleget, alle diejenigen in den Schoos der Kirche zu bringen, die durch die Spaltung davon abgesöndert waren. Er ladet sie ein, durch seine Anschläge: er locket sie durch seine Wohlthaten; er unterrichtet sie, durch seine Gründe; er überzeuget sie dnrch seine Erfahrung: er zeiget ihnen die Klippen, wo die menschliche Vernunft so oft Schiffbruch leidet, und weiset ihnen hinter sich, wie Augustinus redet, die Brücke der göttlichen Barmherzigkeit, über welche er selbst gegangen ist. Bald entzündet er den Eifer der Lehrer, und ermahnet sie, dem Uebermuthe der Lügen die Kraft der Wahrheit entgegen zu setzen. Bald entdecket er ihnen die leiblichen und schmeichelnden Mittel, welche das Herz gewinnen, um den Verstand hernach einzunehmen. Bald giebt er nach seinem Vermögen, die benöthigten Kräfte an die Hand, denenjenigen beyzustehen, welche alles verlassen, um JEsu Christo, der sie rufet,

zu folgen. Ihr Bischöffe, wisset es, denen er seinen Eifer vertrauet hat! So sehr er auch in dem Laufe seiner letzten Kriegstha- ten beschäftiget ist, so sehr überleget er mit euch gewisse Unternehmungen in der Reli- gion, und vergißt nichts von allem, was entweder dienen kann, diejenigen zu unter- richten, welche ein langes Vorurtheil ver- blendet; oder diejenigen zu gewinnen, welche die Begierde und der Eigennutz noch in ihren Irrthümern zurücke halten. Ein wür- diger Sohn derjenigen Kirche, deren Liebe sich auf alles erstrecket; worinn sie der Liebe GOttes nachahmet, und ihren Kindern auf- ser einem ewigen Erbe, auch den Trost ihrer zeitlichen Bedürfnisse zuwege gebracht!

Dieses war die Beschaffenheit seiner See- le, meine Herren, als die göttliche Vor- schung zuließ, daß der auf eine gerechte Weise gereitzete König eine ungerechte und undankbare Republik mitten in ihren Staa- net bekriegete, und die Verächter seiner Gnade, die sich seiner Ehre widersetzen woll-

ten, die Macht seiner Waffen empfinden ließ. Damals ergriff unser Held wiederum den Harnisch, folgete seinem Könige, stund selbst vor der Spitze des Heeres, und setzte sein Blut in einem Kriege in Gefahr, der nicht nur glücklich, sondern auch heilig war: wo der Sieg kaum der Geschwindigkeit des Ueberwinders folgen konnte, und wo GOtt selbst mit dem Prinzen triumphirte. Wie sehr erfreuet war er, als er nach Bezwingung der Städte, seinen erlauchten Neffen, der mehr Glanz von seiner Tugend, als von seinem Purpur hatte, die Kirchen öffnen und wieder einweihen sah! Unter den Befehlen eines so mächtigen und frommen Königes, sah man den einen die Waffen glücklich führen, und den andern die Religion ausbreiten. Der eine warf die Wälle nieder; der andere richtete die Altäre wieder auf: der eine beraubte die Länder der Philister; der andere trug die Bundeslade durch die Gezelte Israel. Hernach vereinigen sie beyde ihre Wünsche, so wie ihre Herzen ver-

vereinigt waren. Der Neffe hatte Theil an denen Diensten, die sein Vetter dem Staate leistete; und der andere hatte Theil an demjenigen, die sein Neffe der Kirchen gethan hatte.

Laßt uns diesen Prinzen in seine letzte Feldzüge nachfolgen! Laßt uns so viele schwere Unternehmungen, so viel preißwürdige Thaten, als Proben seines Heldenmuths, und als Vergeltungen seiner Frömmigkeit ansehen. Seine Tage mit Gebethe anzufangen; die Ruchlosigkeit und Gotteslästerungen zu hemmen; heilige Personen und Oerter wider den Geiz und Uebermath der Soldaten zu schützen; und in allen Gefährlichkeiten den HErrn der Heerscharen anzurufen, das ist die gewöhnliche Pflicht und die Beschäftigung aller Feldherren. Er aber geht weiter. Sogar, wenn er den Heeren Befehle austheilet, sieht er sich als einen gemeinen Streiter JEsu Christi an. Er heiliget seine Kriege durch die Reinig-

keit

keit seiner Absichten, durch das Verlangen nach einem glücklichen Frieden, durch die Gesetze einer christlichen Sittenzucht. Er sieht seine Soldaten als seine Brüder an, und achtet sich verbunden, auch in einer grausamen Lebensart, wo man oft die Menschlichkeit selbst verliert, die Liebe auszuüben. Durch solche wichtige Triebe erwecket, übertrifft er sich selbst, und zeiget, daß die Herzhaftigkeit gesetzter ist, wenn sie von den Grundsätzen der Religion unterstützet wird; daß es eine fromme Großmuth giebt, die einen glücklichen Erfolg nach sich zieht, wenn gleich Gefahr und Hindernisse ihr zuwider sind: und daß ein Kriegsmann unüberwindlich wird, wenn er im Glauben streitet, und dem GOtt, der alle Schlachten regieret, reine Hände zu Werkzeugen darleihet.

Wie er nun alle seine Herrlichkeit von GOtt hatte, so eignet er ihm auch dieselbe gänzlich zu; und fasset keine andere Zuversicht, als die sich auf den Namen des HErrn gründet. O könnte ich ihnen doch



Bayerische Staatsbibliothek München

hier eine von den wichtigen Gelegenheiten erzählen, da er mit sehr weniger Mannschaft die Kriegsmacht von ganz Deutschland angegriffen! Er marschirt drey Tage; setzt über drey Ströme; findet den Feind; greift ihn an, und macht ihm viel zu schaffen. Da die Anzahl auf einer, und die Tapferkeit auf der andern Seite ist; so ist das Glück sehr lange zweifelhaft. Endlich hemmet der Heldenmuth die Menge; der Feind wird irre, und fängt an zu weichen. Es erhebt sich eine Stimme, die da rufet: Gewonnen! Hier hemmet dieser Feldherr alle die Regungen, so ihm die Hitze des Treffens erwecket, und rufet mit einer ernsthaften Stimme: Haltet ein! unser Schicksal steht nicht in unsern Händen; und wir werden selbst überwunden werden, wenn uns der HErr nicht gnädig ist. Bey diesen Worten hebt er die Augen gen Himmel, daher seine Hülfe kömmt; er fähret fort, seine Befehle zu geben, und erwartet in Demuth zwischen Furcht und Hoffnung,

daß

Bayerische Staatsbibliothek München

daß die Verordnungen des Himmels erfüllet werden sollen.

Wie schwer ist es, meine Herren, ein Sieger, und doch zugleich demüthig zu seyn! Das Kriegsglück läßt im Herzen so ein rührendes Vergnügen zurück, welches man nicht beschreiben kann; welches aber dasselbe erfüllet und gänzlich einnimmt. Man eignet sich einen Vorzug an Kraft und Stärke zu; man krönet sich selbst mit eigner Hand; man richtet sich einen heimlichen Triumph an; man sieht die Lorbeern, die man mit Mühe gesammlet, und oft mit seinem Blute befeuchtet hat, als sein Eigenthum an: und wenn man gleich GOtt dem HErrn öffentlich Dank abstattet, und die zerrissenen und blutigen Fahnen an die heiligen Gewölber seiner Tempel aufhänget, die man von dem Feinde erobert hat; wie schwer ist es nicht, daß nicht der Stolz einen Theil der Erkänntlichkeit ersticke; daß man nicht unter die Gelübde, die man GOtt bezahlet, ein Frohlocken mische, welches man

sich selber schuldig zu seyn glaubt; und daß man nicht zum wenigsten etliche Körner von dem Weihrauche für sich behalte, den man auf seinen Altären anzünden wollte.

In solchen Gelegenheiten äußerte sich der Herr von Turenne seiner selbst, und gab alle Ehre demjenigen, dem allein sie rechtmäßiger Weise zukömmt. Rücket er fort; so erkennet er, daß GOtt ihn leitet und führet: vertheidigt er Festungen; so weiß er, daß man sie vergebens beschützet, wenn GOtt sie nicht bewachet: verschanzet er sich; so dünkt es ihm, GOtt schlage die Wagenburg, um ihn dadurch vor allen Anfällen sicher zu machen: streitet er; so weiß er, woher er alle seine Stärke hat: und triumphiret er; so glaubt er, im Himmel eine unsichtbare Hand zu sehen, die ihn krönet. Indem er dergestalt jede Gnade ihrer Quelle zuschreibt, so zieht er sich daher immer eine neue zu. Er zählt nicht mehr die Feinde, so ihn umgeben; er erschrickt nicht über ihre Menge oder Macht, und spricht

mit

mit dem Propheten: diese verlassen sich auf die Anzahl ihrer Krieger und Wagen; wir aber trauen auf den Schutz des Allmächtigen. In dieser glaubigen und gerechten Zuversicht verdoppelt er seinen Muth, unternimmt große Thaten, führt wichtige Dinge aus, und fängt einen Feldzug an, der dem Reiche das Garaus zu drohen scheint.

Er geht über den Rhein, und hintergeht die Wachsamkeit eines geschickten und vorsichtigen Feldherrn. Er beobachtet die Bewegungen der Feinde. Er stärket den Muth der Bundsgenossen. Er unterhält die verdächtige und wankende Treue der Nachbarn. Einem benimmt er den Willen; dem andern die Mittel zu schaden: er macht sich alle diese wichtigen Umstände zu Nutze, die ihm zu großen und preißwürdigen Thaten den Weg bahnen, und läßt dem Glücke nichts von dem allen übrig, was die menschliche Klugheit demselben immer mehr entziehen kann. Der verwirrte und bestürzte Feind wütete schon vor Verdruß in seinem Lager.

Er dachte schon auf die Flucht ins Gebirge; dieser Adler, dessen beherzter Flug unsre Provinzen schon erschrecket hatte. Die ehernen Donner, so die Hölle zum Verderben der Menschen erfunden, knalleten schon von allen Seiten, um diesen Abzug entweder zu befördern, oder zu beschleunigen. Und das zweifelhafte Frankreich erwartete den Erfolg eines Unternehmens, welcher nach allen Regeln der Kriegskunst unausbleiblich war.

Ach! wir wusten alles, was wir zu hoffen hatten, und dachten nicht daran, was wir befürchten sollten. Die göttliche Versehung verhielt uns ein grösseres Unglück, als der Verlust einer Schlacht ist. Es sollte ein Haupt kosten, welches ein jeder von uns durch sein eigenes hätte retten wollen; und alles, was wir gewinnen konnten, war weniger werth, als was wir verlieren sollten. O schrecklicher GOtt! der du aber in deinen Rathschlüssen über die Menschen ge-

recht bist! Du hast sowohl die Sieger, als die Siege in deinen Händen. Deinen Willen zu erfüllen, und deine Gerichte furchtbar zu machen, stürzet deine Macht selbst denjenigen, welchen sie erhoben hatte. Du opferst deiner unumschränkten Hoheit große Opfer auf; und schlägst, wenn dirs gefällt, auch die erlauchten Häupter, die du so oft selber gekrönet hast.

Erwarten sie nicht, meine Herren! daß ich ihnen hier eine Trauerbühne eröffnen soll; daß ich ihnen diesen großen Held auf seinen Siegeszeichen entseelet vorstellen werde; daß ich ihnen noch den blassen und blutigen Cörper zeigen solle, bey welchem der Blitz noch rauchet, der ihn getroffen; daß ich sein Blut schreyen lasse, wie das Blut Abels, und ihren Augen die traurigen Bilder der klagenden Religion und des bethräuten Vaterlandes zeigen werde. In mittelmäßigen Trauerfällen erschleicht man sich dadurch das Mitleiden der Zuhörer, und zieht durch gekünstelte Bewegungen zum wenig-

nigsten etliche eitle und erzwungene Zähren aus ihren Augen. Aber einen Tod, den man ohne Verstellung beweinet, beschreibt man auch ohne alle Kunst. Ein jeder findet diese Quelle der Schmerzen in sich selbst; man reißt seine Wunden selbst wieder auf; und das Herz darf durch keine bewegte Einbildungskraft gerühret und aufgebracht werden.

Es fehlet nicht viel, daß ich hier nicht stecken bleibe. Ich werde irre, Meine Herren. : : : Turenne stirbt! : : : Alles kömmt in Unordnung. Das Glück wanket; der Sieg wird müde; der Friede entfernet sich; die guten Absichten der Bundesgenossen werden matt; die Herzhaftigkeit der Soldaten wird durch den Schmerz niedergeschlagen, und durch die Rachgier wieder ermuntert. Das ganze Lager bleibt unbeweglich. Die Verwundeten denken an den erlittenen Verlust; nicht aber an die empfangenen Wunden. Die sterbenden Väter schicken ihre Söhne, den entseelten Feldherrn

zu beweinen, Das traurende Heer ist mit seinem Leichenbegängnisse beschäftiget; und das Gerücht, welches ungewöhnliche Fälle so gern in der Welt ausbreitet, erfüllet dieselbe mit der Erzählung von dem herrlichen Leben dieses Prinzen, und von seinem bedaurenswürdigen Tode.

Was für Seufzer, was für Klagen, was für Lobsprüche erschalleten nicht damals in Städten und auf dem Lande! Der eine sieht seine Saat wachsen, und preiset das Andenken desjenigen, dem er die Hoffnung seiner Erndte zu danken hat. Der andere geneußt noch in Ruhe seines väterlichen Erbes, und wünschet demjenigen den ewigen Frieden, der ihn vor der Unordnung und Grausamkeit des Krieges geschützet hat. Hier opfert man das anbethenswürdige Opfer JEsu Christi, für die Seele dessen, der sein Blut und Leben für das gemeine Beste aufgeopfert hat. Dort bauet man ihm ein Trauergerüst, wo man ihm Triumphbogen aufzurichten gedachte. Ein jeder suchet sich

die herrlichste Stelle aus einem so schönen Leben aus. Alle unterfangen sich ihn zu loben, und ein jeder, der sich durch seine eigene Seufzer und Thränen unterbricht, bewundert das Vergangene, beklaget das Gegenwärtige, und zittert vor dem Künftigen. So beweinet das ganze Königreich den Tod seines Beschützers, und der Verlust eines einzigen Mannes ist ganz allein eine allgemeine Trübsal.

Warum, o HErr! wenn ich mich erkühnen darf, mein Herz vor dir auszuschütten, ich, der ich nur Staub und Asche bin; warum verlieren wir ihn doch in der größten Noth, mitten in seinen großen Thaten, auf dem höchsten Gipfel seiner Tapferkeit, in der vollen Reife seines Verstandes? War denn nach so vielen der Unsterblichkeit würdigen Thaten, nichts sterbliches mehr für ihn zu thun übrig? War denn die Zeit schon da; wo er die Früchte so vieler christlichen Tugenden sammlen, und die Krone der Gerechtigkeit von dir empfahen sollte,

die

die du für diejenigen aufhebst, so ihren Lauf rühmlich vollendet haben? Vielleicht hatten wir gar zu viel Vertrauen auf ihn gesetzt; und du verbeutst uns in deinem Worte, auf keinen fleischernen Arm zu vertrauen, und uns nicht auf Menschen Kinder zu verlassen. Vielleicht ist dieses eine Strafe unsers Hochmuths, unsers Stolzes, unsrer Ungerechtigkeit? Wie aus den Abgründen tiefer Thäler grobe Dünste aufsteigen, daraus die Donnerkeile entstehen, so auf die Berge schlagen: so kommt aus dem Herzen des Volkes eine Boßheit, die du auf die Häupter der Regenten und Beschützer desselben fallen lässest. Ich will weder, o HErr! die Tiefen deiner Gerichte ergründen, noch die heimlichen und unsichtbaren Bewegungsgründe entdecken, die entweder deine Barmherzigkeit oder Gerechtigkeit wirksam machen. Ich will und muß dieselben bloß anbethen. Aber du bist gerecht. Du betrübest uns; und in einer so verderbten Zeit, als die jetzige ist, dürfen wir die Ursachen unsers Elendes, sonst nirgends,

gends,

gends, als in der Verderbniß unsrer Sitten suchen.

So lasset uns dann, meine Herren, so laßt uns denn aus unsern Schmerzen Bewegungsgründe zur Buße herleiten, und die wahren und kräftigen Aufrichtungen nirgend anders, als in der Frömmigkeit dieses großen Mannes suchen. Bürger, Fremde, Völker, Könige, Kayser, Feinde, beklagen und verehren ihn: aber was können sie zu seiner wahren Wohlfahrt beytragen? Sein König selbst, und was für ein König ist derselbe nicht! beehret ihn mit seiner Betrübniß und mit seinen Thränen. Das ist ein großes und hochschätzbares Kennzeichen seiner Zärtlichkeit und Hochachtung gegen einen Unterthan: aber es ist ganz unnütz für einen Christen. Es ist wahr, im Herzen und Andenken der Menschen wird er leben: aber die Schrift lehret mich, daß die Gedanken der Menschen, ja der Mensch selbst lauter Eitelkeit ist. Eine prächtige Gruft wird seinen traurigen Rest einschliessen; aber er wird aus diesem Grabmaale hervor gehen, nicht seiner Heldentha-

thaten halber gepriesen: sondern wegen seiner guten und bösen Werke gerichtet zu werden. Seine Asche wird mit der Asche so vieler Könige vermischet werden, die dieses Land regieret haben, welches er so großmüthig beschützet hat: aber was haben auch selbst die Könige von den Ehrenbezeugungen der Welt, von der Menge ihrer Hofbedienten, von dem Glanze und Prachte ihres Standes anders übrig, als daß sie ein ewiges Stillschweigen, eine fürchterliche Einsamkeit, und ein schreckliches Gericht GOttes, unter diesen kostbaren Marmorsteinen, davon sie bedecket sind, erwarten? Die Welt mag also die menschliche Hoheit verehren, wie sie will: GOtt allein ist der Lohn christlicher Tugenden!

O gar zu plötzlicher Tod! den man aber durch die Barmherzigkeit GOttes längst vorher gesehen. Wie viel erbauliche Reden, wie viel heilige Exempel hast du uns entrissen? Wir hätten mitten unter Siegen und Triumphen einen demüthigen Christen sterben gesehen: und welch ein Anblick wäre das nicht gewesen! Mit

was

was für einer Aufmerksamkeit hätte er seine letzten Augenblicke angewandt, seine vormaligen Irrthümer innerlich zu beseufzen, sich vor der Majestät GOttes zu vernichten, und den Beystand seines Armes, nicht mehr wider sichtbare Feinde; sondern seines Heils anzurufen. Sein lebendiger Glaube und seine brennende Liebe würden uns ohne Zweifel gerühret haben, und wir würden ein Muster einer Zuversicht ohne Sicherheit, einer Furcht ohne Schwachheit, einer Buße ohne Verstellung, einer Beständigkeit ohne Zwang, und eines Todes, der GOtt und Menschen theuer wäre, bekommen haben.

Sind diese Muthmassungen nicht gerecht, meine Herren? Was sage ich Muthmassungen? Das war sein wirklich gefaßtes Vorhaben. Er hatte sich entschlossen, so heilig zu leben, als ich vermuthe, daß er gestorben ist. Da er bereit war, alle seine Kronen zu den Füßen JEsu Christi zu werfen, wie jene Sieger in der Offenbarung; da er bereit war, alle seine Ehre zusammen zu nehmen, um sich derselben freywillig zu entschlagen: so gehörte er schon nicht mehr zur Welt, ob ihn die Vorsehung gleich

noch darinn erhielt. In dem Tumulte der Kriegsheere unterhielt er sich mit der süßen und geheimen Hoffnung seiner Einsamkeit. Mit der einen Hand zerschmetterte er die Amalekiter; und die andre hub er schon empor, ihm selber den himmlischen Segen zu erbitten. Dieser Josua im Streite verrichtete schon das Amt Moyses auf dem Berge, und trug unter den Waffen eines Kriegers, das Herz und den Willen eines Bußfertigen verborgen.

HErr! der du die finstersten Winkel unsrer Gewissen erleuchtest, und in unsern heimlichsten Absichten dasjenige siehst, was noch nicht vorhanden ist; empfange doch in dem Schoose deiner Herrlichkeit diese Seele, die in kurzem mit nichts anders, als mit Betrachtungen deiner Ewigkeit, erfüllet gewesen seyn würde. Sieh doch das Verlangen an, welches du ihm selbst eingegeben hattest. Es hat ihm an Zeit gefehlet, nicht aber an Muthe, dasselbe zu erfüllen. Willst du neben seinem guten Willen auch Werke haben: sieh die Liebesbezeugungen an, die er theils schon ausgeführet; theils allbereits zum Heil und Troste seiner Brüder bestim-

stimmet hatte. Sieh die verirrten Seelen an, die er durch seinen Beystand, durch seine Rathschläge, durch sein Exempel wieder zurecht gebracht hat. Sieh das Blut deines Volkes an, welches er so oft geschonet; sieh sein eigenes an, welches er so großmüthig für Uns vergossen hat. Und damit ich noch mehr sage; sieh das Blut an, welches JEsus Christus für ihn vergossen hat.

Ihr Diener des HErrn! vollendet das heilige Opfer. Ihr Christen! verdoppelt eure Gelübde und euer Gebeth; damit ihn GOtt zur Belohnung seiner Arbeit und Mühe, in den Aufenthalt der ewigen Ruhe aufnehme, und denjenigen im Himmel einen unaufhörlichen Frieden gebe, der uns auf Erden denselben dreymal zuwege gebracht; der, ob er wohl nichts beständiges, dennoch allezeit was süsses und erwünschtes gewesen ist.

Gel-

# Gellerts I. Rede

## Von dem Einflusse der schönen Wissenschaften auf das Herz und die Sitten.

Ich würde höchst undankbar, und eben so unfähig seyn, den Werth einer Wohlthat zu empfinden, als sie zu verdienen, wenn ich den heutigen Tag, den mir die Gnade des preißwürdigsten Augusts zum rühmlichen Tage macht, nicht für einen der schönsten und glücklichsten meines Lebens hielte. Ich mag die hohen Empfehlungen betrachten, die ihn bewogen haben, mich mit dem Amte eines öffentlichen Lehrers zu begnadigen, oder die Würde dieses Amtes selbst, oder den Ort, wo ich es führen soll: so finde ich überall Ursachen, mir Glück zu wünschen, die Gnade des Königs zu preisen, und den im Stillen anzubeten, der alle unsre Schicksale lenket. Allein eben

diese königliche Gnade, eben dieß rühmliche Amt, eben der Ort, wo ich es führen soll, erfüllen mein Herz mit einer gewissen Furchtsamkeit, von der ich mich nicht anderst zu befreyen weiß, als wenn ich sie aufrichtig bekenne, habe ich auch dieß Glück verdienet? Haben die Beförderer der Wissenschaften nicht zu vortheilhaft von mir geurtheilet? Werde ich auch die Pflichten eines öffentlichen Lehrers genug erfüllen, werde ich die Fußstapfen so würdiger Vorgänger, Eure Fußstapfen, Ihr Väter und Lehrer dieser Akademie mit Ruhm betretten können? Haltet, theureste Commilitonen, haltet dieses nicht für die Sprache einer stolzen Demuth! Nein, ich habe mein Unvermögen stets zu wohl gekannt, als daß ich je nach diesem Amte gestrebt hätte. Ich habe es nicht gesucht, als bis man mir befohlen, es zu suchen. Ich habe ein Amt, dazu man nicht Kräfte genug hat, stets für eine Unehre, und ein Glück, das man ohne Verdienste sucht, für eine gerechte Strafe

des Stolzes gehalten. Kann ich nun wohl ohne Furchtsamkeit dieses Akademische Lehramt übernehmen? Würde ich es nicht noch weniger verdienen, wenn ich stolz genug wäre, es als den Lohn meiner Verdienste anzusehen? Ja, der König hat mir zu viel Gnade erwiesen, und mein Leben, davon vielleicht nur noch der kleinste Theil übrig ist, wird nicht zureichen, sie zu verdienen; aber kein Theil soll davon verstreichen, an dem ich sie nicht mit allem Eifer zu verdienen streben werde. Euch, würdige Lehrer, und Väter dieser hohen Schule, Euch nehme ich zu Zeugen meines heutigen Versprechens, und rufe die Vorsicht an, daß sie meine Bemühungen segne, und mich das selige Glück erfahren lasse, durch Ausbildung jugendlicher Seelen, Tugend und Weisheit unter den Menschen befördert zu haben.

Um aber die erste Pflicht meines Amtes zu beobachten, so erlaubet mir, daß ich

diese Jünglinge, meine Freunde, und der künftigen Zeiten Ehre, zur Liebe gegen die schönen Wissenschaften aus einem Grunde ermuntere, der mit der Würde des Menschen so genau verbunden ist; daß ich ihnen den Einfluß zeige, den sie in das Herz des Menschen, in die Sitten, und in das gemeine Leben haben.

Niemand läugnet, oder sollte doch läugnen, daß die schönen Wissenschaften den Verstand schärfen, die Einbildungskraft beleben, und das Gedächtniß mit einer Menge von Kenntnissen bereichern, ohne die man sich nie weder in den göttlichen noch in den menschlichen Wissenschaften, weder in den öffentlichen noch in den häuslichen Geschäften, über das Mittelmäßige erheben wird. Ich würde unser Jahrhundert entehren, wenn ich dieß weitläuftig beweisen wollte. Sehet, edle Jünglinge, sehet hier eine ehrwürdige Versammlung von Kennern und Lehrern in allen Arten der Wissenschaften,

deren Beyspiele stärker beweisen, als alle Gründe des Redners! Durch welche Wege sind sie bis zu dieser Größe empor gestiegen? Wodurch erwarben sie sich alle die Verdienste um die höhern Wissenschaften, die wir an ihnen verehren? Wodurch setzten sie sich in den Stand, ihnen so viel Licht, Gründlichkeit und Anmuth zu geben? Dadurch, daß sie die engen Schranken gewisser Compendien und Systeme ängstlich durchliefen; daß sie ihr Gedächtniß mit einer Menge leerer und trockener Sätze beschwerten? Oder dadurch, daß sie sich eine genaue Kenntniß der Sprachen, Alterthümer und Sitten aller Zeiten erwarben; daß sie die heilige und weltliche Geschichte sorgfältig erlernten; daß sie sich mit den Meisterstücken sowohl der Poesie, als Beredsamkeit bekannt, und den Geist und die Schönheit der alten und neuern Schriftsteller durch Lesen, Nachdenken und Nachahmen sich eigen machten? Es ist wahr, der Name eines Großen wird nicht durch Stu-

diren, nicht durch Regeln, nicht durch Kunst und Nachtwachen allein erworben; Es wird Genie, es wird eine gewisse natürliche Grösse und Lebhaftigkeit der Seele erfodert, die den Menschen zu allen großen Unternehmungen begeistern muß. Allein was vermag das beste Genie ohne Unterricht, ohne Kunst, ohne Uebung? Was wird der gröste Geist trefliches hervorbringen, wenn er noch nicht durch Wissenschaften gebildet, noch nicht mit einem Vorrathe schöner und nützlicher Gedanken ausgerüstet, mit einer Menge lebhafter Bilder ausgeschmückt, noch nicht mit den Schätzen der Sprache und des Ausdruckes bereichert ist? Wird man wahr, genau, schön, und mannigfaltig denken, wird man sich richtig und lebhaft ausdrücken, wird man lehren, gefallen unddas Herz des Menschen rühren können, wenn man sich nicht einen guten Geschmack, eine Kenntniß nützlicher Wahrheiten, und besonders die Kenntniß des menschlichen Herzens erworben hat? Diese Vortheile schenket uns

die

die Erlernung der schönen Wissenschaften. Aber wie? Sind sie bloß von dieser Seite liebenswürdig, bloß darum so schätzbar, daß sie den Saamen einer reichen Erndte nur in unsern Verstand, nicht aber in unser Herz ausstreuen? Daß sie uns nur richtig, schön und erhaben denken und schreiben, nicht aber gut, schön und edel empfinden und begehren lehren? Daß sie uns nur mit feinen und großen Gedanken, nicht aber mit guten und rühmlichen Gesinnungen; nur mit schönen Ausdrücken und Bildern von dem, was überhaupt in der Natur schön was recht, was tugendhaft ist, nicht aber mit Neigung und Eifer für die Tugend und Rechtschaffenheit, für das Edle und Erhabne erfüllen? Wenn der Nutzen der schönen Wissenschaften nur auf die Studierstube und den Autor eingeschränkt ist; wenn er uns nicht in die Welt, in die Gesellschaften, in die Geschäfte des Lebens und unsrer Häuser folget; wenn sie unsern Geist nur aufklären, ohne ihn mit guten und edlen

Empfindungen zu beleben; wenn sie uns bey einem angebauten Verstande ein rohes und ungebildetes Herz lassen: so höret, Jünglinge, meine Ermahnung, diese Wissenschaften zu erlernen, höret sie nicht, haltet sie für die Sprache der Partheylichkeit, für die verdächtige Stimme des Lehrers, der das nur rühmet, womit er sich beschäftiget, und darum rühmet, weil er sich damit beschäftiget; der nur das anpreißt, was seinem Stolze und seiner Eitelkeit schmeichelt. Aber wenn ich euch, so weit es die engen Schranken einer Rede, und die kostbare Gedult gelehrter Männer erlauben, wenn ich euch beweise, daß eine **gründliche Erlernung der schönen Wissenschaften einen grossen Einfluß in unser Herz, in unsre Sitten, in das gemeine Leben hat**: so versaget eure Liebe und euren Fleiß diesen Künsten nicht.

Wenn man die schönen Wissenschaften wohl und fleißig studiret, so erwirbt man sich einen gewissen guten Geschmack, das ist, eine zarte, geschwinde und treue Empfindung

dung alles dessen, was in den Werken des Geistes sowohl in einzelnen Gedanken und Ausdrücken, als überhaupt in dem ganzen Baue des Werkes richtig, schön, edel harmonisch; und auf der andern Seite alles dessen, was fehlerhaft, was matt, was kindisch, was abentheuerlich und mißfällig ist. Diese feine Empfindung, die in dem ersten Falle von einem geheimen Vergnügen, und in dem andern von einem heimlichen Unwillen begleitet wird; dieser gute Geschmack wird uns durch den Gebrauch so natürlich, daß wir ihm nicht allein in unsern Schriften, sondern auch in unsern Gesprächen und Handlungen folgen. Sein Einfluß breitet sich nicht nur über unsre Art zu denken, sondern über unsern ganzen Charakter aus. Er wachet gleich einem getreuen Aufseher, über alle Pflichten unsers Lebens, und lehrt uns unvermerkt die gute Art, mit der wir sie verrichten sollen. Er machet uns nicht tugendhaft; aber er giebt unsern Tugenden einen Werth und eine Anmuth, die sie ohne ihn nicht haben würden.

Wodurch soll ich euch dieses beweisen? durch Gründe, die aus der Natur der Seele und der schönen Wissenschaften hergenommen sind, oder durch Zeugnisse und Beyspiele? Stellet euch einen Freund der schönen Wissenschaften vor; einen Mann, der die Meisterstücke der Alten und Neuern ließt, und mit Empfindung ließt; der das, was in ihnen schön, edel und groß ist, nicht nur bald entdeckt, sondern dieß Schöne, dieß Edle und Große selbst fühlet, und desto stärker fühlet, je mehr ihn der rührende Ton und die lebhaften Bilder, in denen er es ausgedruckt sieht, entzücken; der die großen Beyspiele der Menschenliebe, der Zärtlichkeit, der Freundschaft, der Dankbarkeit, der Liebe zum Vaterlande, des Heldenmuths, der wahren Ehrbegierde, die er überall in den Werken des Geistes entdeckt, nicht nur bemerkt, sondern tief, und desto tiefer in sein Herz eindrückt, weil er sie in der liebenswürdigsten Gestalt, in ihrem schönsten Lichte erblicket; stellet euch einen Mann vor, der so die schönen Wis-

senschaften studiret, so die geistvollen Werke der Aeltern und Neuern ließt, und sprechet, ob der Nutzen von seinem Studiren nur in seinem Verstande bleiben, oder ob er nicht auch in sein Herz, in seine Sitten, in sein Leben übergehen werde? Wird derjenige, der den Werth der Freundschaft, die Heiligkeit des gegebnen Wortes, das Vergnügen einer edelmüthig erwiesenen, oder dankbar angenommenen Wohlthat so oft empfand; der so oft sich bey einer rührenden Stelle von Zärtlichkeit und Mitleiden durchdrungen, so oft in einem erhabnen Beyspiele zu großen Entschliessungen begeistert fühlte; wird der im gemeinen Leben so leicht ein undankbarer Bürger, ein harter Hausvater, ein beschwerlicher Ehemann, ein treuloser Freund, ein unangenehmer Gesellschafter, ein kalter und müssiger Zuschaner bey dem Unglücke andrer seyn können? Wird ihn nicht sein Herz, durch die schönen Wissenschaften zur Empfindung des Schönen und Guten gewöhnt in seinen Handlungen, in seinen Gesprächen, kurz in allen Verrichtungen seines Lebens, wird es ihn hier nicht eben so,

wie

wie im Lesen oder Schreiben durch eine geheime Stimme lehren, was bey einem jeden Vorfalle; an jedem Orte, in jedem Verhältnisse schön, gut und wohlanständig, was zu viel und was zu wenig sey?

Ich behaupte hierdurch nicht, daß die Erlernung der schönen Künste uns die Tugend selbst einflöße, sondern nur, daß sie die Tugenden, die wir der Natur, oder vielmehr der Religion zu danken haben, angenehmer und brauchbarer mache. Welcher Vortheil für das gemeine Leben! Um ihn desto deutlicher einzusehen, so stellet euch den Freund der schönen Wissenschaften, stellet euch noch einmal einen Mann vor, der aus dem Lesen der Autoren weiß, wie viel eine Sache durch die Art, mit der sie gesagt wird, gewinnt, wie man sie vortheilhaft wenden, und dem andern auch das, was er ungern höret, von einer gefälligen Seite zeigen könne; einen Mann, der aus dem beständigen Umgange mit guten Schriften die Kunst gelernt hat, alles was in dem Gedanken oder

in dem Ausdrücke niedrig, schmutzig, hart und beschwerlich ist, zu vermeiden, oder zu verbergen, und überall den Wohlstand zu beobachten. Wird dieser Mann, wenn er mit seinen Freunden, mit seinem Weibe, mit seinen Kindern, mit Gönnern, mit Clienten, mit Fremden spricht und handelt, wird er nicht dieser Empfindung des Wohlstandes, die ihn immerzu gleich einen wachsamen Freunde erinnert, unvermerkt gehorchen? Und die feine Art, mit der er die Pflichten der Tugend und Höflichkeit verrichtet, wird die nicht selbst diesen Pflichten einen neuen Werth ertheilen? Wird er beleidigend seyn, wenn er scherzet, murrisch, wenn er tadelt, gebietrisch, wenn er befiehlt, ruhmredig, wenn er Wohlthaten erzeigt? Wird er in seinen Gesprächen bäurisch und niederträchtig, in seinem Aeusserlichen beschwerlich und eckelhaft seyn? Er, der durch eine feine Empfindung gelehrt, so wohl weiß, was in den Werken des Gei-

stes edel, groß, natürlich, frey, was schön und nicht schön sey?

Man glaube also nicht, daß die Erlernung der schönen Künste nur in so weit gut sey, als man ein Autor, oder ein Lehrer derselben werden, als man selbst ein Redner, ein Dichter, ein Geschichtschreiber seyn will. Nein, ihr Geist wird uns als ein treuer Gefährte in allen Verrichtungen des Lebens, in die Geschäfte des Hauses, in die Angelegenheiten des Staats, in die Unternehmungen des Krieges folgen. Er wird den Cicero beseelen, wenn er in Rom vertheidigt oder anklagt; er wird ihn auch beseelen, wenn er regiert, wenn er das Feuer der Zusammenverschwörung dämpft, Rom dem Untergange entreißt, wenn er das Schicksal einzelner Personen und ganzer Länder entscheidet. Eben der gute Geschmack, der in seinen Reden herrschet, wird auch da herrschen, wenn er mit seinen Freunden von Hausangelegenheiten redet, wenn er Briefe schreibt. Eben der Geist der Ordnung, der

Klug-

Klugheit, der Symetrie, der den Paul Aemil eine Armee vortheilhaft stellen lehret, wird ihn auch ein allgemeines Fest für ganz Griechenland mit einer anständigen Pracht anordnen lehren. Eben die edle Empfindung, die den Plinius belebt, wenn er der Lobredner Trajans ist, wird ihn auch beleben, wenn er das Lob seiner Gemahlin erzählt, wenn er ihr von seiner Liebe schreibt. Eben der Geist der Menschlichkeit der ihn bewegt, wenn er bey dem Trajan für seine Freunde bittet, wird ihm auch die Feder führen, wenn er die Sache der Christen erzählt. Eben der gute Geschmack, mit dem ein Kaufmann die Werke des Geistes ließt, wird ihn auch in seinen Handlungsgeschäften angenehm und beredt, und in seinen Erfindungen neu und sinnreich machen.

Aber höre ich einige sagen, wenn die Kenntniß der schönen Wissenschaften einen Einfluß in das Herz, in die Sitten und Handlungen des Menschen hat; woher kommen unter denen, die ihr ganzes Leben dieſen

sen Künsten gewidmet haben, so viel Ungesittete, Murrische, Zanksüchtige, Stolze, Wollüstige, woher so viele Pedanten? Wie viele denen man das Verdienst der Gelehrsamkeit nicht absprechen kann, haben nicht durch die ärgerlichsten Werke, die sie geschrieben, durch die schandbarsten Zänkereyen die guten Sitten entehret! Muß man nicht aus ihren Schriften auf ihren Charakter schließen? Es ist wahr, dieser Vorwurf beschämt die Liebhaber der schönen Wissenschaften, aber er schadet meiner Sache nicht. Ich habe den schönen Künsten keine Zauberkraft zugeschrieben, die ihre Verehrer auch wider ihren Willen gesittet machte, und ein jedes unedles Herz in ein edles verwandelte. Es ist auch nicht schwer die Ursachen zu entdecken, warum viele von denen, die sich diesen Künsten ergeben oft von dem Aeusserlichen, und demjenigen, was man den eingeführten Wohlstand nennt, so verlassen sind. Begierig auf ihre Künste, verschließen sie sich auf ihre Studierstuben,

und

und fliehen den Umgang, auf den sie ihre Kenntnisse sollten anwenden lernen. Sie bleiben Fremdlinge auf dem Schauplatze der Welt; ist es zu verwundern, daß sie ihre Rolle schüchtern und ängstlich spielen, wenn sie denselben so selten betretten? Ist es zu verwundern, daß sie bey dem Geschmacke, den sie besitzen, und in Gesellschaften nie genützt haben, Männer ohne Geschmack zu seyn scheinen, und aus Furcht, keine Pedanten vorzustellen, oft Pedanten werden? So gewiß es ist, daß der Umgang allein, ohne Einsicht, ohne Geschmack, uns nichts, als den Ton des Wohlstandes lehren, und blendende Stutzer oder höfliche Gecken zeugt: so gewiß ist es auch, daß der Geschmack in den schönen Künsten, wenn er nicht auf das gemeine Leben, und die Gesetze des Wohlstandes durch den Umgang angewandt wird, keinen Mann von Lebensart bildet. Eben so leicht ist es, die Ursache zu finden, warum diejenigen, die sich diesen Künsten widmen, bey einem gebesserten Ver-

stande immer noch ein ungebessertes Herz behalten, und so leicht stolz und eitel werden. Sie studiren, um viel zu wissen, um tadeln zu können, um andere zu übertreffen; und sie belohnen sich für ihren Fleiß durch den Stolz und die Verachtung der Andern. Sie denken nicht an das, was sie treiben, sondern stets an sich. Sie studiren nicht mehr, um die Schönheiten der Autoren zu entdecken und zu empfinden, sondern um ihre Gelehrsamkeit zu zeigen. Nicht die Wissenschaften also, sondern ihr Fehlerhafter Gebrauch zeuget die übeln Sitten vieler Gelehrten. Sehen wir nicht viele selbst die Lehren der Religion, die sie mit ihrem Verstande vollkommen gefaßt haben, durch ein unheiliges Leben entehren? Wollen wir dieses zum Fehler der Religion machen, der göttlichen Religion, die mehr als irgend eine menschliche Weisheit die Kraft hat, Herzen zu bessern? Wie unentbehrlich ist das Licht unsern Augen, und wie gewiß ist es dennoch, daß zu viel Licht blendet;

det; Wird der Wein deßwegen, weil er die Kraft hat, die Vernunft zu betäuben, und weil ihn viele bis zur Betäubung mißbrauchen, wird er deßwegen aufhören, eine kräftige Arzney, ein köstliches Geschenke der Natur zu seyn? Wenn ich also behaupte, daß die schönen Wissenschaften einen Einfluß in unser Herz, und in unsere Sitten haben, so behaupte ich dieß nur von ihrem rechtmäßigen Gebrauche. Ich lege ihnen nicht eine Kraft bey, jede tief eingewurzelte Neigung auszurotten, und ein lasterhaftes Herz in ein tugendhaftes umzubilden, sondern nur die Kraft, unser Herz guten und edlen Empfindungen aufzuschließen und unsere Tugenden zu verschönern, indem sie unsre Einsicht verschönern. Man stelle mir die geitzigen Senecas entgegen, die so vortreflich von der Verachtung der Reichthümer geschrieben haben! Ich will es glauben, daß sie geitzig gewesen sind; ich behaupte aber zugleich, daß sie es ohne Wissenschaft noch mehr, oder auf eine nieder-

trächtigere Art gewesen seyn würden. Aber dein Cicero, der große Kenner und Beförderer der schönen Wissenschaften; Er, dessen Geist größer war, als die Herrschaft Roms; war er nicht eben so stolz als gelehrt? hat er nicht in seinem Briefe an den Lucejus ein ewiges Denkmal seiner Eitelkeit hinterlassen? Ja; ich gebe es zu. Aber man sey so groß wie Cicero; man habe so viel rühmliches verrichtet, so viel göttliches geschrieben, so viel für sein Vaterland gethan; man habe Rom, man habe die Welt beherrscht: und dann, dann wird diese Begierde nach Ruhm wenigstens ein sehr verzeihlicher Fehler seyn.

Man fragt mich vielleicht, ob es nicht viele gebe, welche ohne je die schönen Wissenschaften studirt zn haben, sehr gesittet, und oft gesitteter sind, als die, welche ihre ganze Lebenszeit darauf verwenden? Ich räume es ein, es giebt ihrer viele. Aber man frage zugleich diese Gesitteten nach dem

Um-

Umgange, nach der Erziehung, die sie gehabt, nach den Büchern, die sie gelesen; und man wird finden, daß ihre Aeltern, ihre Lehrer, ihre Freunde, und etliche gute Bücher bey ihnen die Stelle der schönen Wissenschaften vertretten haben. Nicht der, welcher alles gierig gelesen, alle Schätze der Weisheit stolz in sich aufgehäuft, alles was mit der Mine der Gelehrsamkeit schmeichelt, mühsam untersucht, tausend verwickelte Fragen entschieden, tausend philosophische Spitzfindigkeiten erforscht hat; nicht der ist es allemal, der mit Recht sich rühmen kann, die schönen Wissenschaften studiret, für sein Herz studiret zu haben. Ein anderer, der nur etliche, nur die besten Bücher fleißig, mit Aufmerksamkeit mit Empfindung gelesen, so gelesen, daß er sich oft bis zum Schreiben begeistert fühlte; oder der aus dem Umgange mit gelehrten Freunden den Nutzen des Lesens selbst gezogen hat; auch der hat aus den schönen Wissenschaften geschöpft, auch der hat aus

ihnen sein Herz und seine Sitten gebildet. Ja ich würde mich nicht verwundern, wenn ein einziges gutes Buch, wenn eine Clarissa oder ein Grandison, dem aufmerksamen Leser mehr gute und edle Empfindungen einflößet, als eine ganze Bibliothek moralischer Schriften dem Gelehrten nicht giebt, der sie nur ließt, um sie gelesen zu haben, um davon reden und mit seiner Belesenheit schimmern zu können. Es bleibt also gewiß; auch bey dem, der sich nicht ganz den Wissenschaften widmet, wird eine fleißige Bekanntschaft mit den Werken der Beredsamkeit und Poesie, insonderheit derer, welche für das Herz geschrieben sind, mit den Werken, die uns entweder die Tugend in ihrer liebenswürdigen Gestalt, oder das Laster von seiner abscheulichen oder lächerlichen Seite zeigen; auch bey ihm wird eine solche Bekanntschaft das Herz nicht nur empfindlich, sondern auf sich und seine eignen Fehler aufmerksam machen. Und so werden die guten und bösen Charaktere in dem Heldengedichte, in

der Tragödie, in der Komödie, in dem Romane; so wird eine Fabel, eine Erdichtung besser als Cratippus und Crantor lehren, je weniger sie die Mine des Lehrers verrathen; und einen desto tiefern und dauerhaftern Eindruck zurück lassen, je mehr sie im Lesen entzückten.

Gehet die Zeiten des Alterthums in Gedanken durch: überall werdet ihr die schönen Künste von einer feinen Lebensart und von gesellschaftlichen Tugenden begleitet antreffen. Unter ihren Tritten sproßten, wie die Rosen unter den Füssen der Grazien, die angenehmen und liebenswürdigen Sitten Athens hervor. Mit den schönen Wissenschaften kam die Höflichkeit und Leutseligkeit nach Rom; und nie erschienen sie einem Volke, wo sie nicht alsbald von den Klugen geliebt, und nach und nach von der Menge aufgenommen, ihre Annehmlichkeiten dem gemeinen Leben mittheilten, und nachdem sie die Einsichten des Volks verbessert, auch

ihre Neigungen und Empfindungen edler und feiner machten. Und konnte dieß anders seyn? Es ist ein allgemeines Gesetz, eine ewige und unveränderliche Richtschnur für unsern Geist, alles, was ihm unangenehm und beschwerlich ist, von sich zu entfernen, und das zu suchen, was ihm angenehm und schön dünket. Eben die Empfindung von der Ordnung, dem Anstande, der Uebereinstimmung, welche wir in den Werken der Künste, in regelmäßigen und prächtigen Gebäuden, in dem Anblicke vortreflicher Schildereyen, in dem Lesen geistreicher Schriften immerzu wahrnehmen; eben diese Empfindung, die sich hier unvermerkt in unsere Seele eindrückt, und in ihr festsetzet, folget uns sodann in die gesellschaftlichen und häuslichen Angelegenheiten, und lehret uns auch hier, ohne daß wir daran denken, die Regeln des Wohlstandes, der Ordnung, der Natur beobachten, das Rauhe und Gezwungene aus unsern Sitten eben so, wie aus unsrer Art zu denken, verbannen, und

we-

wenigstens die äusserliche Gestalt der Gefälligen, der Leutseligen, der Ordentlichen annehmen, um den Beyfall der andern zu erwerben.

Und was beweise ich viel? werde ich nicht vielleicht durch meinen Beweiß die Gewißheit der Sache geschwächt haben? Ist es das erstemal, daß man einer Wahrheit geschadet hat, weil man sie zu deutlich machen wollte, da sie sich doch mehr empfinden, als beweisen ließ? Das sicherste Mittel, geliebteste Jünglinge, das sicherste Mittel, wie ihr euch von der Wahrheit meines Satzes überzeugen könnet, ist, daß ihr fortfahret, euch mit allem Eifer der schönen Wissenschaften zu widmen. Ja, verehret sie, liebet sie, ergebet euch ihnen ganz; und ihr werdet nicht allein gelehrte und berühmte Männer werden, sondern wie ihr itzt die wohlgeartesten und liebenswürdigsten Jünglinge seyd, so auch durch euer ganzes Leben rechtschaffne und zärtliche Freunde, gütige

und liebreiche Väter, dienstfertige und groß-müthige Gönner, angenehme und gefällige Collegen, beredte und freundliche Hausväter seyn, und dem guten Geschmacke in jedem Alter, in jedem Stande, in jeder Gesellschaft bey jeder Gelegenheit Ehre machen.

Ich weiß, welche Genies, welche Herzen ich ermuntre. Ich weiß, meine Bitten, die Beyspiele so viel großer Männer, die ihr hier versammlet seht, der würdige Lohn, den die schönen Wissenschaften unter ihre Verehrer austheilen; die edlen Vergnügungen, welche sie begleiten, haben euch gewonnen. Ich weiß, ihr seyd meine Freunde, und das Exempel eures Freundes ermuntert euch. Ist es wahr, daß ich so glücklich gewesen bin, euch bisweilen durch meine Schriften zu gefallen, euch zu rühren? Ich habe dieß Glück den schönen Wissenschaften, der Liebe zu dem, was rechtschaffen und edel ist, ich habe also eure Freundschaft selbst ihnen zu danken. Glaubet ihr, daß

ich so glücklich bin, den Beyfall und die Gewogenheit dieser ehrwürdigen Männer zu genießen? Ich habe sie der Liebe zu den schönen Künsten, der Liebe zu dem, was rechtschaffen und edel ist, zu danken. Glaubet ihr, daß hohe Mäcenaten mir dieß heutige Glück zuwege gebracht haben? Ich habe ihre Gnade der Liebe zu den guten Sitten, dem Fleiße in den schönen Wissenschaften zu danken, die sie schützen und belohnen. Treibet, treibet sie fleißig, und ihr werdet erfahren, wie wahr es ist, was Cicero zu ihrem Lobe saget: Sie nähren die Jugend, und vergnügen das Alter; sie verschönern das Glück, und mildern das Unglück; sie sind ein angenehmer Zeitvertreib auf unsern Zimmern, ohne uns eine Hinderniß in unsern Geschäften zu seyn; sie übernachten mit uns, reisen mit uns, fliehen mit uns vom Geräusche der Stadt zur Stille des Landlebens. Treibet sie, und ihr selbst werdet die vortreflichsten Beweise

seyn, wie wahr der Gedanke des Poeten ist:

> Treu sich den Künsten weihn
> Macht unsre Sitten mild, und lehrt
> uns menschlich seyn.

Endlich komme ich zu der wichtigsten Pflicht, die mir der heutige Tag auferlegt, und verehre noch einmal mit lautem Danke die Gnade unsers Königs, die mir dieses Amt anvertrauet hat. Die Vorsicht erhalte Ihn, und seinen glorwürdigen Erben, und lasse Beyde die Belohnung der Tugend, der Menschenliebe und Gerechtigkeit schon auf Erden in einem langen Leben, und in dem Flore Ihrer Länder und Häuser, schmecken. Sie segne die Königinn, und das ganze Königliche Haus. Sie mache die Prinzen und Prinzessinnen zu Beschützern der Weisheit und Tugend, zu Wohlthätern vieler Reiche und zur Freude des menschlichen Geschlechts. Sie segne die Minister des Königs, und alle seine Räthe, und ihr Name

müsse

müsse ewig bey den Namen der Rechtschaffenen, der Weisen, und der Menschenfreunde gefunden werden. Sie erhalte die würdigen Lehrer dieser hohen Schule, und gebe, daß ich in ihre Fußstapfen trette. Es blühe diese Akademie, sie sey eine Quelle der grösten Geister, der schönsten und liebenswürdigsten Sitten; und ewig sey der Name dieser Stadt, der Name Leipzigs, Sachsens Zierde, und fremder Länder Bewundrung!

# Gellerts II. Rede

## Von den Fehlern der Studirenden bey Erlernung der Wissenschaften, insonderheit auf Akademien.

Meine Herren!

Ich wage es, bey dem Beschlusse meiner Vorlesungen, vor Ihnen von einer Sache zu reden, die nicht angenehm, nicht neu ist, und die wegen ihres Innhalts geschickter zu seyn scheint, mir Ihre Aufmerksamkeit, die ich doch wünsche, und ihre Gewogenheit, die ich so lange zu verdienen gesucht habe, vielmehr zu entziehen als zu erwerben. Ich will Sie von einigen der vornehmsten Fehler unterhalten, die man bey der Erlernung der Wissenschaften, insonderheit auf Akademien, zu begehen pflegt. Verrathe ich dadurch nicht einen Verdacht wi-

wider Sie, und erwecke ich nicht zugleich bey Ihnen einen wider mich? Warum wähle ich eben diese Materie? Bringt mich vielleicht mehr die Begierde zu tadeln, als das Verlangen zu bessern, auf diese Wahl? Ist es der Stolz des Lehrers, der mir diesen Innhalt eingegeben hat? Der Stolz eines Lehrers der Fehler findet, weil er sie finden will, der sie rednerisch vergrössert, um sie schön zu beseufzen? Ich weiß, meine Herren, daß sie zu gut von mir urtheilen, als daß Sie sich diesen Verdacht erlauben sollten. Ich beschuldige Sie der Fehler nicht, von welchen ich reden will; und wenn Sie auch einige derselben an sich fänden; so werde ich eben dadurch, daß ich Sie davon befreyen will, mehr wahre Hochachtung für Sie bezeugen, als wenn ich Sie durch Lobsprüche über alle Fehler im Studiren hinwegsetzte. Und wie könnte Personen von Ihrem Charakter der Innhalt meiner Rede zur Last seyn? Die Ausführung kann Ihnen miß-

fal-

fallen, wenn ich nicht Einsicht, nicht Erfahrung, nicht Beredsamkeit genug habe, meine Rede lehrreich, lebhaft, und ihrer Aufmerksamkeit werth zu machen; aber der Innhalt nicht. Nur kleine Geister, die zu träge und unmächtig sind, Lob zu verdienen, werden erbittert, wenn man sie tadelt; aber edle Gemüther, wie die Ihrigen, verlangen, daß man ihnen die Fehler zeige, um sich vor denselben zu hüten, oder sie rühmlich abzulegen. Ich kann also ohne Furcht reden, wenn ich mit der Aufrichtigkeit rede, welche ein Lehrer seinen Commilitonen schuldig ist, und mit der Liebe zur Wahrheit, ohne welche der beste Redner ein Schwäzer wird, und, indem er nur für seine Eitelkeit, und nicht für seine Sache spricht, die Ehre des Verstandes dem Ruhme des Witzes aufopfert.

Es ist schwer, ja es ist unmöglich, alle die Fehler zu bestimmen, oder zu sammeln, die man bey dem Studiren auf Akademien

zu

zu begehen pflegt. Ein jeder kann nach dem Genie, daß ihm eigen ist, nach den besondern Umständen, darinn er sich befindet, nach dem Stande, in welchem er gebohren ist, auch eigne und besondere Fehler an sich haben. Wir wollen nur die allgemeinen aufsuchen, und bis auf ihre Quellen zurück gehen. Man fehlt bald in der Absicht und den Bewegungsgründen, bald in der Ausführung, oder der Art mit der man studiren soll, bald in beyden zugleich.

Die besten Absichten, das Verlangen, unsern Verstand mit nützlichen Kenntnissen zu bereichern, unser Herz edelgesinnt und rechtschaffen zu machen, uns zum Dienste des Vaterlandes, der Welt vorzubereiten; dieses Verlangen sollte uns unstreitig bey unserm Studiren beleben. Die Vorstellung, daß es unsre Pflicht ist, die Kräfte unsers Geistes zur Ehre seines Urhebers zu verwenden, sollte uns regieren, uns die Mühe

des Fleißes, des Nachdenkens, versüßen, welche die Arbeiten des Verstandes kosten. Der Gedanke, du bauest dein eigen Glück, du schaffest deine eigne Zufriedenheit, du beförderst die Ordnung, die Ruhe der Welt, indem du studirest, sollte uns am Morgen beseelen, wenn wir in das Feld der Künste und Wissenschaften eilen, und uns am Abend belohnen, wenn wir aus demselben zurück kehren. Die Ueberzeugung von unsern Fähigkeiten zum Studiren, die Ueberzeugung, du kannst in dieser Beschäftigung, vermöge deiner natürlichen Gaben, als ein Gelehrter künftig den meisten Nutzen stiften, die Stelle eines Mitbürgers in der Welt am würdigsten behaupten; das geheime Gefühl des Schönen an den Künsten und Wissenschaften, sollte uns in unserm Fleiße stärken, sollte uns die tausendfache Hindernisse überwinden helfen, die uns auf der Bahn der Gelehrsamkeit aufstossen, sollte uns beruhigen, wenn wir das nicht so bald erreichen, was wir gern erreichen wollten, sollte uns

beherzt machen, die Liebe zur Gemächlichkeit, zum Vergnügen, zur Eitelkeit zu besiegen, sollte uns sorgfältig machen, die Zeit sparsam einzutheilen, klug, den Verführungen müssiger Freunde und dem Eindrucke des schlimmen Beyspiels auszuweichen.

Aber sind dieses wohl die Triebfedern, die uns bey dem Studiren in Bewegung setzen? Legen wir uns in unsern jüngern Jahren deßwegen auf die Wissenschaften, um unsern Verstand und unser Herz zu bessern, oder mehr um den eitlen Namen und die Freyheiten eines Gelehrten zu erlangen? Deßwegen um der Welt mit unsern Wissenschaften zu nützen, oder um damit zu prahlen und uns groß zu machen? Ist es die Stimme der Pflicht der innerlichen Neigung, die uns zu den Künsten ruft, oder die Stimme des Vortheils, des Beyspiels unsrer Freunde, des Eigensinns der Aeltern, der Vortheile, des Vorzugs, den die

Gelehrten vor den übrigen Ständen haben? Ist es die angestellte Prüfung unsrer Kräfte, das Urtheil der Verständigen, die Ueberzeugung, daß wir in dem gelehrten Stande der Welt am nützlichsten werden können, ist es dieses, was uns denselben zu ergreifen und zu behaupten befiehlt? oder ist es die Liebe zur Freyheit, zur Ungebundenheit, zur Begemlichkeit, die wir bey den Geschäften des Studirens am ersten zu befriedigen hoffen? Wie oft studirt der Arme und Niedrige, um reich und groß, der Reiche und Vornehme, um noch reicher noch vornehmer zu werden, oder um den Vorwurf nicht zu dulten, daß er nicht studirt hätte! Dieser widmet sich der Gelehrsamkeit, weil es die Mode mit sich bringt, jener, weil er seines Vaters Amt wünschet, ein anderer, weil ihn der Titel rührt, und vielleicht ist die Anzahl derer nicht klein, welche es thun, ohne zu wissen, warum. Viele haben zu wenig Kenntniß von sich und den Wissenschaften, um zu wissen, ob sie Geschicklich-

keit dazu haben; sie studiren aus Blindheit. Viele halten eine bloße Lust zu den Büchern für das Genie zu dem Studiren; und hintergehen sich. Viele werden von unwissenden Lehrern und Freunden für geschickt zum Studiren erkläret, und lassen sich betrügen.

Alle diese unedlen Absichten haben einen schlimmern Einfluß in die Wissenschaften, in die Welt, und in diejenigen, in welchen sie herrschen, als man denkt. Und warum sagt man? was liegt der Welt an den Absichten, aus welchen wir etwas nützliches unternehmen; genug, wenn die Unternehmung erfolgt? Kann man es, wenn man sonst Genie hat, nicht immer hoch in den Wissenschaften bringen, wenn man gleich aus Eitelkeit, aus Ehrgeiz, aus Gewinnsucht studirt? Ist derjenige, der groß, berühmt, begütert durch die Wissenschaften werden will, weniger genöthiget, Fleiß auf dieselben zu wenden, als ein anderer, der aus Geschmack, aus Liebe,

aus Pflicht studiret? Sind unsre Leidenschaften nicht oft gewaltigere Triebfedern zu großen Dingen, als alle Gründe der Vernunft und Tugend? Kann man etwan kein großer Redner, kein gründlicher Weltweiser, kein kluger Arzt, kein treflicher Rechtsgelehrter werden, als aus Liebe zur Welt? Nein, ich gebe es gern zu, daß wir durch den Befehl der Eigenliebe angefeuert, durch die reitzenden Aussichten der Ehre, der Hoheit, des Vermögens belebt, nicht allein die beschwerlichsten, sondern auch die nützlichsten Bemühungen in den Wissenschaften unternehmen können. Ich verlange nicht, daß das Herz der Studirenden ohne alle Leidenschaften seyn soll; dieses ist stoischer Unsinn. Sie sind uns und der Welt nützlich; und Geschenke der Vorsehung müssen wir nicht von uns werfen; aber wir müssen sie auch in der Absicht zu gebrauchen wissen, zu der sie bestimmt sind. Die Ehre, eine Belohnung des Fleißes, kann uns im Studiren beleben; aber sie soll uns

nicht regieren. Viele Dinge kommen uns rühmlich vor, und viele Bemühungen werden von andern rühmlich erkläret, die doch weder gut, noch nützlich, ja die der Welt oft schädlich sind. Was ist, um nur ein einziges Beyspiel zu geben, die fruchtbarste Quelle der Freygeisterey und des Scharfsinns, den man angewendet hat, die Religion zu bestreiten? Meistentheils eine ungezäumte Begierde nach Ruhm, ein Geiz auf die Ansprüche eines großen Verstandes, der, zu stolz, sich von gemeinen Meynungen regieren zu lassen, die Einsichten ganzer Nationen übertreffen will; eine Begierde, sich alles zu erlauben, und bey dem Kitzel der Ungebundenheit noch die Ehre eines großen Geistes zu erlangen.

Leute, die aus den gewöhnlichen Absichten studiren, bestrafen sich in ihrem künftigen Leben oft selbst. Die Bewunderung, der Beyfall der Welt, sind nicht allzeit ein so zuverlässiger Lohn der Gelehrsamkeit, und

man versagt denen die Ehre am ersten, die es am meisten verrathen, daß sie dieselbe suchen, und daß sie bloß aus Ehrgeitz die Wissenschaften getrieben haben. Ihre Absicht, ihr Herz geht in ihre Arbeiten, in ihre Art zu denken, über; und ein stolzer Ton verräth gemeiniglich den Geist eines solchen Gelehrten, und empört die Gemüther wider ihn. Wie unruhig müssen wir nicht am Ende werden, wenn wir sehen, daß uns die Gelehrsamkeit nicht zu den Stufen der Ehre oder des Reichsthums erhebt, die wir beständig im Auge gehabt haben! Werden wir nicht die Welt hassen, weil wir sie für undankbar ansehen; und werden wir nicht gelehrte Menschenfeinde werden, weil wir nach unsern Gedanken so unglücklich sind, ohne Belohnung gearbeitet zu haben? Gesetzt aber, daß man seine Endzwecke erreicht, wird nicht die unreine Quelle unsers Fleißes in alle unsre Kenntnisse einfließen, und sie vergiften; und wenn sie auch uns nicht schadet, doch der Welt

scha=

schaden? Ein stolzer, ein geitziger, ein eitler Gelehrter, ist ein beschwerliches, und für die Ruhe seiner Mitbürger gefährliches Geschöpf. Er verhindert den Nutzen, den seine Wissenschaften stiften könnten, indem er sie verhaßt, oder verächtlich macht; und sein Beyspiel verführt nur desto mehr, je mehr seine gelehrten Verdienste schimmern. Wie oft werden wir endlich unsern Fleiß auf unnöthige, oder doch nicht auf die löblichsten Dinge wenden, wenn wir bloß unsern Leidenschaften bey dem Studiren dienen! Wie leicht werden wir unser Genie verkehren, und es nicht zu der Art der Wissenschaften, zu der es uns neigt, anwenden, bloß weil wir bey einer andern unsre Absicht gewisser, oder eher zu befriedigen hoffen! Der Gedanke: diese Wissenschaft ist die Modewissenschaft unsrer Zeiten, diese Kunst lohnt mit reichern Einkünften, die Wichtigkeit derselben verspricht uns frühere Ehrenstellen, die Schwierigkeit einen größern Namen; dieser Gedanke wird uns

der Ruf werden, sie zu wählen. Wir werden alsobald nicht das thun, was wir thun sollten, bald nicht in der Ordnung, nicht mit der Gedult, mit der wir es thun sollten. Wir werden eilen, die Früchte zu brechen, ohne die Zeit und die Reife unsrer Kräfte abzuwarten.

Man denke ferner, daß die Meisten, die sich aus unedlen Absichten dem Studiren widmen, wenig oder gar kein Genie haben. Verlassen von dem, was man Geschmack an den Wissenschaften, was man Neigung zu ihnen nennt, dringen sie nie in das innere Wesen derselben; und wie könnten sie das, da sie keinen Reitz an ihnen finden? Sie bleiben auf der Oberfläche der Gelehrsamkeit; Sie erfüllen ihr Gedächtniß mit Worten und Begriffen der Gelehrten, ohne daß ihr Verstand dadurch gebildet, oder angebauet wird. Und was brauchen sie zu ihren Absichten mehr, als die Figur der Wissenschaft, als die Mine der Gelehrsamkeit, eine gerin-

ringe Kenntniß der Sprachen und das Echo etlicher Lehrbücher, wenn sie nur für dieses, oder jenes Amt, für diese reiche Pfründe, für jene Gerichtsstelle, für diesen Titel, für jene Verbindung mit einem ansehnlichen Hause, für den Hunger, oder für die Eitelkeit studiren? Also dürfte man sagen, brauchen wir keine mittelmässige Gelehrten? Also sollen nur die besten Köpfe studiren? Einbildung! Wie sollen geringe Aemter besetzt werden? Mit großen Geistern? Würden sich diese dazu schicken? Und wo sind denn die großen Geister?

Ich will erstlich zugeben, daß die Welt mittelmäßige Gelehrte nöthig hat, weil sie geringe Aemter hat. Aber gelangen dann die Gelehrten dieser Art nur zu niedrigen Aemtern? Haben sie nicht oft das Glück, oder Unglück, in höhere, zu rücken, zu denen sie keine Eigenschaft, als die Verwegenheit, besitzen? Ringen nicht diejenigen am meisten nach großen Stellen, die am

wenigsten wissen, was Kunst und Wissenschaft ist; und haben sie nicht in ihrer Unverschämtheit, oder Niederträchtigkeit die stärksten Mittel, wichtige Aemter an sich zu reissen? Sie entziehen andern, die geschickter und bescheidner sind, als sie, die Stelle, zu welcher sie gebohren waren, und in der sie den grösten Nutzen würden gestiftet haben. Ist es denn ein geringes Verbrechen gegen die Republik, ein Amt zu verwalten, das man nicht verwalten kann?

Es ist auch so gewiß nicht, daß zu geringern Aemtern nur mittelmäßige Gelehrte gehören. Dürfen diejenigen, die das gemeine Volk öffentlich lehren, nur halbgelehrte seyn, weil sie ungeschickte Zuhörer unterrichten? Oder sollten sie nicht aus diesem Grunde um so viel mehr Einsicht, Gründlichkeit, Verstand und Lebhaftigkeit im Vortrage haben, um die Wahrheiten der Religion desto glücklicher in den Verstand solcher Menschen überzutragen, die ihn selten geübt haben,

ben, und ihn deßwegen nicht gebrauchen können? Kann man behaupten, daß zu dem sorgfältigen Unterrichte der Jugend auf Schulen, nur ein düstrer Kopf mit Wörtern und Sentenzen gehört? Die Verständigsten unter den Gelehrten sollten zu diesen Belohnungen von aller Art darinnen erhalten werden.

Ohne Genie, und aus niedrigen Absichten studiren, heißt die Wissenschaften verunehren, sich selbst beschimpfen, die Ordnung der Natur und der Welt umkehren. Jener würde ein guter Landmann, ein glücklicher Kaufmann, ein wackerer Soldat geworden seyn. Er studirte, ich weiß nicht, warum, und er ist ein elender Gelehrter. Er will seinem Amte ein Genüge thun, und er peinigt sich selbst, aus Mangel der Kräfte, oder er wird träge, weil ihm das Studiren eine Last ist, und vernachlässiget seine Pflichten. Viele solcher Elenden bleiben beständig, oder doch lange Zeit, ohne

Beförderung, und werden dem gemeinen Leben zur Last. Sie sind zu verdrossen, zu alt, etwas anders zu ergreifen, zu träge, zu bequem, eine Arbeit des Körpers auszustehen, oder zu eitel, eine Beschäftigung des gemeinen Lebens zu erwählen; und so beschweren sie als Gelehrte und unglückliche Müssiggänger, die Welt.

Die Fehler, die wir in der Art zu studiren begehen, unsre Absichten mögen edel seyn, oder nicht, sind nicht weniger beträchtlich.

Wir kommen oft mit keiner geringen Meynung von unsern Kräften, und mit dem Gedanken, daß wir binnen drey oder vier Jahren uns zu guten Rechtsgelehrten, zu Theologen, zu Aerzten studiren müssen, auf die Akademie. Unsre Kenntniß in den Sprachen und Geschichten der Alten, die doch ein unentbehrliches Mittel zur Gelehrsamkeit sind, ist oft sehr seicht. Eben zu

der Zeit, da wir sie uns erwerben sollen, hielten wir uns durch eine unzeitige Liebe zu den Schriften der Ausländer, und den Werken in unsrer Muttersprache, davon ab. Wir hielten es für eine löbliche Mißbegierde, so viel neuere Werke des Witzes, Journale, Wochenblätter, gute Romane zu lesen; und wir sahen nicht, daß wir nur für unsre Eitelkeit, für unsern Zeitvertreib, für unsre Bequemlichkeit lasen, und uns durch diesen übel verstandnen Fleiß den Eifer und die Zeit raubten, die wir vornehmlich auf die Sprachen der Alten und ihre Werke der Beredsamkeit, der Poesie, und der Geschichte hätten verwenden sollen. Anstatt diese Kenntniß auf den Akademien zu vermehren, unterlassen wir nichts, uns derselben, als einer beschwerlichen Last, wieder zu entledigen, in der stolzen Einbildung, daß wir wichtige und reelle Dinge treiben müßten. Wir fangen an, die vortreflichsten Schriften der Griechen und Römer, als Bücher, die für die Schulclassen gehören,

zu verachten, und rächen uns durch diese Verachtung für die unglückliche Mühe, die sie uns auf der Schule gekostet haben. In eben den Jahren, da unser Verstand reifer wird, und da wir ihn durch die edle Denkungsart der Alten bilden, und durch ihren guten Geschmack unsern Geschmack schärfen sollten, werfen wir die schönsten Schriften hochmüthig und unwissend aus den Händen, und mit ihnen alle die Vortheile, die uns die Kenntniß dieser Werke in den höhern Wissenschaften und in unserm Leben hätte verschaffen können. Es ist wahr, die Sprachen der Alten sind die Gelehrsamkeit nicht. Man kann das Gedächtniß damit angefüllt haben, man kann von Jugend auf gewöhnt worden seyn, Latein zu reden und zu schreiben, und man kann eben so unwissend, eben so schlecht, so unrichtig, so düster denken, als diejenigen, die nur ihre Muttersprache wissen, ja vielleicht noch schlechter, weil diese den Verstand weniger erstickt haben.

Aber

Aber dennoch bleibt es wahr, daß wir ohne eine richtige und genaue Kenntniß der alten Sprachen, ihres besondern Charakters, ihrer Regeln, die Werke der Alten nicht mit Nutzen lesen, und nichts mit Gründlichkeit auslegen können. Nur alsdenn verstehen wir eine Schrift, wenn wir bey ihren Worten das denken, was der Schriftsteller dabey gedacht hat. Die Worte sind Zeichen der Gedanken; aber wenn ich diese Zeichen nur halb, wenn ich sie falsch verstehe, mir weniger, oder mehr dabey vorstelle, als ich soll, werde ich meine Schriftsteller wohl verstehen? Werde ich nicht Gefahr laufen, ihm einen Verstand anzudichten; oder werde ich die Richtigkeit seiner Vorstellung einsehen können? Diese Sorgfalt vergessen wir nur gar zu sehr. Wir lernen, wenn wir auch alte Sprachen lernen, sie nur halb, und ihre Worte aus den Worten unsrer Muttersprache erklären. Anstatt daß wir uns gewöhnen sollen, bey

den Worten und Redensarten einer todten Sprache, den Begriff zu denken, und ihn zu bestimmen: so gewöhnen wir Ausdrücke aus unsrer Muttersprache, die einige Verwandtschaft mit den Ausdrücken der alten Sprache haben, in unsern Gedanken an ihre Stelle zu setzen. Wir vertauschen Wort mit Wort, und denken bey den Worten eines alten Werkes, was der Gebrauch an dieses oder jenes Wort in unsrer Sprache gebunden hat. Die schlechte Aufführung in unsrer Jugend, die elenden Wörterbücher, und unsre Bequemlichkeit bestärken uns in diesem kindischen Fehler. Ist es erlaubt, ihn in einem Beyspiele zu zeigen? Wenn ich bey dem Cicero die Beschreibung der Philosophie lese, daß sie eine Wissenschaft divinarum humanarumque rerum sey, und ich denke im Lesen die Ausdrücke divinæ humanæ qneres, durch göttliche und menschliche Dinge, das heist, durch einzelne und allgemeine Wörter meiner Muttersprache, die einige Verwandtschaft mit je-

jenen haben; und so verfährt der bequeme Leser sehr oft: so denke ich entweder gar nichts, oder doch das nicht, was Cicero gedacht hat, und also verstehe ich ihn nicht; und also kann man eine Sprache wissen, und sie nicht verstehen, weil man sie nicht richtig weiß. Wenn ich daher nicht weiß, daß die Alten unter divinis rebus in der Philosophie meistens die Physick und die natürliche Theologie, unter den humanis rebus die Lehre von den Kräften des Verstandes und Willens, die Dialektik und Moral verstunden; so denke ich ein Räthsel. Ich beschuldige entweder meinen Autor eines Mangels des Verstandes, oder ich verunehre ihn, und vereitle meine Mühe des Lesens durch eine falsche Meynung.

Gesetzt, wir haben uns eine grammatische Kenntniß der Sprachen der Alten erworben; sind wir deßwegen im Stande, sie zu lesen, wenn wir uns nicht in ihre Zeiten versetzen können, wenn wir nicht mit

ihren Sitten, Gewohnheiten, Meynungen, mit ihrer Religion, mit ihrer Regierungs-Form in einer genauen Bekanntschaft stehen, wenn wir ihr Land, und seine Geschichte, wenn wir die Zeitrechnung nicht immer vor Augen haben? Ohne die historischen, geographischen und chronologischen Kenntnisse werden wir die Schriften der Alten nur im Dunkeln lesen. Wir sollten sie besitzen, ehe wir uns an die Autoren wagen. Es ist zu spät, sich um dieselben zu bekümmern, wenn wir den Autor schon in den Händen haben. Wir halten uns auf, indem wir dem Orakel der Noten und Erklärungen um Rath fragen; und es ist so ungetreu, daß es uns oft gar nicht, oft falsch antwortet. Wir können nicht leicht, nicht geschwind, nicht ununterbrochen lesen, und dieß erweckt uns entweder einen Eckel vor dem Lesen selbst, oder wenn wir ihn auch überwinden; so verhindern uns doch diese Ursachen, daß wir die Schriften der Alten nicht oft genug lesen, nicht ihr Ganzes übersehen, nicht

alle ihre Schönheiten entdecken können.

Wie wahr dieses sey, beweißt die Liebe zu den Uebersetzungen. Warum lesen wir eine halbe getreue Uebersetzung lieber, als das Original, da wir doch sicher wissen, daß sie den Autor verunstaltet zeigt? Deßwegen, weil man leichter, geschwinder fortgeht, und weil man im Lesen durch eine baldige Einsicht in das ganze Werk belohnt seyn will. Die Begierde zu wissen und zu empfinden, ist der Sporn des Lesens. Je weniger sie Hindernisse findet, je reichlicher sie befriediget wird, desto mehr wird sie uns in der Aufmerksamkeit und im Fleiße erhalten; Um desto mehr also sollten wir die Sprachen treiben.

Wer die Schriften der Alten mit Nutzen lesen will, der muß sich bemühen, die Schönheiten der Sachen und der Schreibart zu beurtheilen und zu fühlen. Dieß ist die Verfassung, in die man sich bey dem

Lesen setzen sollte. Hierzu sollte man sich auf Schulen und Akademien vorbereiten, um in seinen übrigen Jahren darinnen fortzufahren.

Man wundert sich, warum Männer, denen man die Kenntniß der Sprachrn gar nicht absprechen kann, Männer, die beweisen, daß sie die Alten beynahe im Gedächtnisse haben, und auch verstehen, warum sage ich, solche Männer, wenn sie eine Schrift entwerfen, so kraftloß, so verlassen vom Geist und Geschmacke, denken und sich ausdrücken. Warum werden sie denn nicht durch den Geist der Alten belebt? Sollte nicht eine von den vornehmsten Ursachen diese seyn, daß sie sich in ihren ersten Jahren nicht bestrebt haben, die Schönheiten der Alten in Ansehung der Einrichtung und Anlage, der Ausführung und Schreibart zu bemerken und zu fühlen, daß sie sich nicht gewöhnet haben, die Zeichnung des Werks und seine Colorite wahrzunehmen?

Man kann den Homer sorgfältig gelesen haben und verstehen; und man kann weder den Werth der Einrichtung der Ilias, noch die Tugend einzelner Stellen, und die Schönheit und Feinheit der Gedanken einsehen und empfinden. Man kann die Oden des Horatz im Gedächtnisse haben, man kann sie loben und bewundern, sie überhaupt dem Verstande nach richtig erklären, und doch weder die Kunst, noch die Natur, die in ihnen herrschet, sehen und fühlen. Was wird uns diese Kenntniß der Alten nützen? Was hilft sie uns, wenn sie uns ein Werk des Geschmacks nicht anlegen, nicht beleben, nicht ausführen hilft? und wie kann sie dieses da wir die Alten nie, oder sehr wenig von dieser Seite betrachtet haben? Die besten Gedanken verlieren sich, wenn sie nicht am rechten Orte, nicht zu rechter Zeit, nicht mit Bescheidenheit und Klugheit, kurz nicht mit Geschmacke angebracht werden. Mein Gegenstand muß sie

mir darbieten; er enthält die Funken, wenn ich so reden darf, und mein Genie ist nur der Zunder, der sie auffängt. Meine Einsicht muß es mir sagen, wie viel ich von diesem Lichte zu meiner Absicht, zur Gründlichkeit, zur Deutlichkeit, zum Glanze gebrauchen soll, oder nicht. Gesetzt nun wir hätten durch vieles Lesen einen Vorrath der besten Gedanken der Alten eingesammelt: was wird uns dieser Schatz helfen, den wir nicht zu gebrauchen wissen? Wenn wir uns ihrer Klugheit und ihrer Feinheit der Schreibart nicht zugleich eigen gemacht haben: so können wir bey aller unsrer Einsicht in ihren Verstand, und bey allem Genie, in unsern Werken gezwungen, unnatürlich, und abentheuerlich schreiben. Wir können Prahler, Verschwender, Pedanten, Kinder in der Schreibart werden; Wir können Sklaven, furchtsame Sklaven im Ausdrucke werden, und eben dadurch das gröste Verdienst, die natürliche Anmuth

und Ungezwungenheit aus unsern Schriften verdrängen.

Was wird es also nützen, wenn man die Werke der Alten ließt, und sie nicht nach den Regeln der Kunst, ich möchte bald sagen, nach den Regeln der Natur; denn was sind alle Regeln der Kunst anders, als Stimmen, Befehle der Natur, welche die grösten Geister gehört, verstanden und ausgeübt haben? wenn man sie, sage ich, nicht mit Einsicht in die Regeln, und mit Geschmack, oder Empfindung ließt? Pope spricht: Mit eben demselben Geiste, mit welchem sie der Autor geschrieben hat.

Dieser Fehler ist gemeiner, als man denkt. Man nehme, daß ich nur bey den einzelnen Gedanken und ihrem Ausdrucke stehen bleibe, die Uebersetzungen und Auslegungen gelehrter Männer über die Alten, solcher Männer, die alles gewust haben,

was zum Verstande des Originals gehört, und die doch das Schöne daran oft nicht empfunden haben. Hätten sie das, was in der Grundsprache in Ansehung des Gedankens, seiner Wendung, seines Ausdrucks, edel, fein, verdeckt, nur halb gezeigt ist, wohl ganz zeigen oder plumpp ausdrücken können, wenn sie mehr als den groben Verstand des Originals gefühlt hätten.

Wer die Schönheit des Ausdrucks, die Verschiedenheit der Schreibart nach der Bedürfniß der Materie, die künstliche Abwechslung und Mannigfaltigkeit des eigentlichen und uneigentlichen Ausdrucks, das Licht und den Schatten der Schreibart nicht sieht und nicht fühlt, der ließt nicht mit Geschmack. Es ist wahr, daß eine gewisse richtige Empfindung der Natur zu dieser Art des Lesens erfodert wird. Allein man kann sich dieses Gefühl auf gewisse Weise durch Sorgfalt, und Aufmerksamkeit, durch die Anmerkungen großer Kenner, und durch die Einsicht in die Sprache

und Sachen geben. Thun wir dieses wohl in den Jahren, da wir studiren?

Was heißt Einsicht in die Sprache, was heißt Aufmerksamkeit im Lesen, um mit Empfindung zu lesen? Ich muß nicht nur die Sprache überhaupt, ich muß die besondere Sprache meines Autors verstehen, vornehmlich, wenn die Sprache, in der er geschrieben, itzt eine todte Sprache ist. Wie kann ich diese verstehen, wenn ich ihn nicht oft, nicht einmal oder etliche male, nach einander lese, um mich mit den Bedeutungen seiner Wörter und mit seinem besondern Genie bekannt zu machen; wenn ich ihn nicht alsdenn mit einer Art der Zergliederung durchgehe, und beynahe mit eben der Sorgfalt lese, mit der man schreibt; wenn ich ihn nicht mit einer Einsicht in seinen Endzweck, in seinen Plan, fast auf jeglicher Seite lese? Alsdenn werde ich die Schönheiten finden; sie werden meinem forschenden Auge in den Theilen, im Ganzen begegnen. Ich

werde sehen, mein Autor mag ein Geschicht-schreiber, ein Redner, ein Poet seyn, ich werde sehen, wie alles zu seinem Zwecke eilet; wie er überall die Natur, die wahre oder wahrscheinliche um Rath gefragt hat; wie er das, was zu viel ist, eben so wohl vermeidet, als was zu wenig ist; wie er die allgemeine Deutlichkeit und Richtigkeit in seinen Gedanken überall herrschen läßt, eine Ordnung beobachtet, die dem Verstande der Menschen und der Natur der Sache gemäß ist, seinen Ausdruck nach richtigen Vorsehungen abmißt; wie seine Schreibart, gleich den Stralen der Sonne, die Gegenstände zwar aufklärt, aber nicht verändert; wie er Schönheiten anbringt, wo sie die Sache rechtfertiget; wie er die Hauptschönheit, nämlich Einfalt und Wahrheit, nie durch gesuchte Nebenschönheiten überlädt, noch das Bedürfniß der Sache und des Unterrichts über der Begierde nach Zierrathen vergißt. Ich werde sehen, wie er deutlich denkt und spricht, ohne in das Matte

und Leere zu fallen, wie er fein, ohne in das Gezwungene, nachlässig, ohne in das Eckelhafte, edel, ohne in das Prahlerische, und nachdrücklich spricht, ohne in das Gesuchte sich zu verlieren.

Aber diese, wird man sagen, sind schöne Träume. Wozu wird mirs nützen, daß ich die Sprachen und Schönheiten der Alten auf diese Art gefaßt habe, wenn ich nichs ein Lehrer auf Schulen oder Universitäten werden will? Was werden mir alle diese Kenntnisse helfen, wenn ich in öffentliche Geschäffte komme, die ganz andere Einsichten voraussetzen? Was werden sie nützen, als daß ich sie unter tausend nöthigern Arbeiten vergessen, und die verlohrne Arbeit beklagen muß? Kann ein Staatsmann, ein Gesandter, ein General, ein praktischer Rechtsgelehrter, können tausend andre Bediente des Staats aus dieser Weisheit der Alten einen andern Vortheil ziehen, als daß sie Pedanten werden? Sollen sie diese

Be-

Beschäfftigungen in ihren Aemtern zu ihrem Vergnügen noch treiben, und dadurch ihre Pflicht verabsäumen? Man will also wissen, was uns alle diese Gelehrsamkeit nützen wird? Wir werden in öffentlichen Aemtern, wenn alles auf beyden Seiten gleich ist, glücklicher arbeiten, als andre, die sie nicht besitzen; wir werden mit mehr Einsicht, mit mehr Klugheit, mit mehr Geschmacke große Geschäffte besorgen, in unsern schriftlichen, oder mündlichen Vorträgen mehr Ordnung, mehr Deutlichkeit, mehr Kürze beobachten; wir werden in dem gesellschaftlichen Leben beredter, gesitteter, leutseliger seyn; wir werden da sprechen können, wenn andre verstummen, wir werden der Gesellschaft, dem Hofe, unvermerkt unsern guten, unsern richtigen Geschmack mittheilen; wir werden in unsern Häusern, als Väter, als Freunde, die Erziehung der unsrigen besser besorgen; wir werden andern durch unsern Rath nützlicher, wir werden uns nach vollendeten Arbeiten

weniger zur Last werden, weil wir durch das Lesen alter und neuer Schriften unser Vergnügen erschaffen, oder selbst etwas wiederschreiben können, das würdig wäre, von den Alten gelesen zu werden. Werden wir in öffentlichen Bedienungen des Staats nichts aus den Schriften eines Xenophon, Cicero, Cäsars nützen können? Waren es Pedanten, oder waren es Staatsmänner, Generale und Helden? Wird von ihrer Klugheit nichts in uns einfließen? Waren es nicht zugleich Weltweise, Redner, Geschichtschreiber? Und würden sie in ihren Aemtern so groß geworden seyn, wenn sie in ihren jüngern Jahren die Gelehrsamkeit weniger getrieben hätten? Würden sie das, was sie geschrieben, so vortreflich haben schreiben können? Wenigstens beweisen solche Beyspiele, daß man in den größten Bedienungen noch Zeit zum Studiren, und in den erlernten Wissenschaften der jüngern Jahre noch eine Quelle des Vergnügens im Alter finden kann.

Wer hat, wird man einwenden, wer hat auf der Akademie Zeit, auf diese Weise die Alten zu studiren? Wenn wird man die Neuern lesen können? Wenn wird man die höhern Wissenschaften treiben, wenn wird man das, was in der Gelehrsamkeit praktisch ist, ausüben können? Wenn man das wird thun können, fragen Sie? Vielleicht alsdenn, meine Herren, wenn man auf den Schulen, wenn man in den ersten Jahren die Sprachen und ihre Hülfsmittel nicht so nachlässig und unzulänglich gefaßt haben wird; wenn man mit besserer Zurüstung, mit mehr Neigung für die Wissenschaften, mit mehr Fleiß auf die Akademien zieht; wenn man sich einige Jahre länger auf denselben aufhält, wenn man die Zeit weniger verschwendet; wenn man das Vorurtheil ablegt, daß die Zeit zum Lesen und Studiren nur in die Grenzen der Jahre des Jünglings eingeschlossen sey; wenn man das Vorurtheil ablegt, man könne auf Akademien gelehrt werden; wenn

man sich stärker überzeugen wird, daß man an diesen Orten nur den Grund zur Gelehrsamkeit lege, daß ein Jüngling auf Akademien den Saamen einsammle, der in seinem Genie künftig tragen soll, der aber Zeit zur Reife, Wartung und Sonne erfodert, und der künftig aus seinem eignen Boden die Nahrung ziehen muß, um Früchte zu bringen. Sie fragen, wo man bey einer solchen Art studiren, Zeit zu den höhern Wissenschaften auf den Akademien gewinnen wird? Man wird sie schon gewonnen haben, wenn man die Sprachen und Geschichte auf diese Art getrieben hat. Man wird in den Rechten, in der Gottesgelehrtheit, in der Medicin schneller und glücklicher fortgehen. Man wird weniger Hindernisse finden, mehr Muth haben, wenn man sieht, daß man die Quellen schon kennt; man wird die Lehrer besser verstehen; man wird das, was man in seinen Lehrbüchern findet, besser überdenken, richtiger ausfüllen können, weil man sich gewöhnt hat,

nicht Worte ohne Sachen zu denken, weil man schon einen Vorrath vieler Kenntnisse besitzt, weil man die besten Schriften ohne Mühe und Angst, und ohne sich auf den bloßen Ausspruch seines Lehrers zu verlassen, zu Rathe ziehen kann. Sie fragen, wo man Zeit zur Erlernung der Philosophe hernehmen will? Vielleicht daher, daß man sie nützlicher und vorsichtiger treibt. Die Philosophie, so heilsam sie an und für sich den Studirenden ist, so schädlich wird sie doch vielen durch die Art, mit der sie dieselbe treiben. Seinen Verstand in Ordnung bringen, die allgemeinen Gesetze der Vernunft und Wahrheit, die Wege kennen lernen, auf welchen unser Verstand zur Deutlichkeit und Gründlichkeit seiner Urtheile gelanget, die Richtigkeit und Fehler der Schlüsse und Beweise kennen lernen; was kann vortreflicher seyn? Aber sollen wir dieses allein lernen, um es zu wissen, um es mit tausend Spitzfindigkeiten andern wieder herzusagen, um nur das System unsers

Leh-

Lehrers in unserm Gedächtnisse aufzubehalten? Nein, um unserm Verstande die gehörige und natürliche Richtung zu geben, um uns die Fertigkeit richtig zu denken und zu urtheilen zu erwerben. Sind wir dadurch gebessert, daß wir unser Gedächtniß oft mit einer unzähligen Menge von Regeln und Kunstwörtern überladen, die unsern Verstand strotzender, aber nicht stärker und gesünder machen, die von uns nur halb, und von andern, die unsre Methode nicht gelernt haben, gar nicht verstanden werden? Ist die Kenntniß der Philosophie nur die Kenntniß der Sätze und Kunstwörter, die unsere Lehrer aufgebracht haben, und die nach wenig Jahren mit ihnen wieder verschwunden seyn werden? Eine gründliche Vernunftlehre fassen, und sie bald anwenden lernen, ist eine vortrefliche Sache. Eine Kenntniß der natürlichen und ersten Pflichten sich erwerben, damit man sie ausüben und andern beybringen könne, ist unsre unumgängliche Schuldigkeit. Die Weisheit, die Ordnung, die Wunder

der Natur kennen lernen, damit wir ihren Urheber verehren, und durch Gehorsam und Ordnung in unsern Handlungen preisen und anbeten, und die Vortheile des menschlichen Lebens vermehren, ist das heilsamste Geschäft. Aber aus der Philosophie eine müßige Weisheit machen, das Gedächtniß mit trocknen Lehrsätzen anfüllen, die dem Verstande keine Nahrung, sondern nur Arbeit verschaffen, diese oder jene Methode, als das Wesen und den Kern der Weltweisheit, viele Jahre studiren, und einige Verbesserungen, oder Aenderungen des Systems für die noch unerfundene noch nicht gedachte Wahrheit ansehen, und mit grossen Kosten der Zeit und des Fleißes fassen; dieses heist sich im Studiren aufhalten, und aus Ehrerbietung für die Philosopie seine Vernunft blenden. Ich vergöttre die Alten und ihre Philosophie insonderheit gar nicht; aber das weiß ich, daß sie ihre Weltweisheit praktischer getrieben haben, daß weiß ich, daß ein Weltalter in Athen war, wo

die Philosophie, und die Beredsamkeit mit einander verbunden waren, wo die Gründlichkeit der Gedanken zugleich mit der Schönheit der Ausführung und der Sprache vereint wurde. Wir, die wir gemeiniglich in der trockensten und dunkelsten lateinischen, oder deutschen Sprache, die von der Sprache der Alten, und von der Sprache der Welt so sehr entfernt ist, philosophiren lernen, was werden wir anfangen, wenn wir Redner auf den Kanzeln, auf der Katheder, Scribenten der Geschichte, und der übrigen Wissenschaften seyn sollen? Werden wir nicht mit vielem Stolze auf unsre Ungeschicklichkeit armselig und barbarisch sprechen?

Ja meine Herren, daß wir so viel Zeit auf die Erlernung der Regeln, und so wenig Fleiß und Zeit auf Ausübungen derselben wenden, daß wir unsre Kraft zu denken, und unsre Gedanken auszudrücken, so wenig durch schriftliche Versuche stärken, dieses ist der letzte Fehler, den ich noch berühren will; ein unvergeblicher Fehler!

Was ist die Beredsamkeit überhaupt, als eine Kunst seine Gedanken deutlich, ordentlich und schön vorzutragen? Was nutzt alle Wissenschaft, wenn ich nicht die Gabe der Deutlichkeit, der Ordnung und Anmuth habe? Durch die Uebung nach Regeln, durch öftere Versuche, durch Nachahmungen schöner Beyspiele, durch die Anmerkungen der Verständigen, können wir uns diese Gabe erwerben, und das Licht und den Glanz der Schreibart in unsre Gewalt bringen. Und wenn stellen wir diese Versuche an? Wenn hören wir die Kritiken der Kenner, wenn verbessern wir unsere Aufsätze nach ihren Anmerkungen? Es ist einem Studirenden nothwendig, sich in der lateinischen Schreibart zu üben; es ist seine Schande, und oft Zeitlebens seine Schande, es nicht genug gethan zu haben. Doch brauchen wir für die Geschäffte des gemeinen Lebens, für die Kanzeln, für die Gerichtsstuben, brauchen wir nicht auch die Muttersprache? Etwas von der Grammatik wissen, so viel

Deutsch wissen, als man im täglichen Umgange hört, das heist nicht seiner Sprache mächtig seyn. Man muß die Sprache gebraucht, geübt, man muß viel darinnen gedacht und geschrieben haben, wenn man sie bis zur Deutlichkeit, Schönheit, bis zum Nachdrucke in der Gewalt haben will. Wir wollen Männer werden, die in ihren Aemtern durch Briefe, durch andere schriftliche Aufsätze ihre Gedanken in der Muttersprache abfassen sollen; und wir vernachlässigen sie, und beschimpfen künftig die Beredsamkeit, und unsre Pflicht? Wir wollen Männer werden, die dem Volke die göttlichen Wahrheiten öffentlich vortragen sollen; und wir gewöhnen uns nicht, Dentlichkeit, Ordnung und Anmuth uns natürlich, und alle Schätze der Muttersprache durch sorgfältige Uebung uns eigen zu machen? Glauben wir, daß es der Religion und der Tugend gleichgültig ist, ob wir dunkel oder helle, gründlich oder abentheuerlich, ordentlich oder verwirrt, ihre Lehren vortragen, ob wir von den hei-

ligsten Wahrheiten, in einer elenden, gezwungnen, niederträchtigen, oder in einer reinen, natürlichen und edlen Sprache reden? Wir wollen als Scribenten für die Welt, oder für unser Vaterland zur Aufnahme des Geschmacks, der Sitten, der Künste schreiben; und wir üben uns nicht mehr in der guten Schreibart, ehe wir diese öffentliche Aemter über uns nehmen? Ich will gar nicht, daß man Anfänger übereilen, daß man sie nöthigen soll zu schreiben, ehe sie denken können, daß man sie bey ihren Arbeiten in dem unmündigen Stolze, sie gedruckt zu sehen, bestärken soll. Muß alles sofort im Drucke erscheinen? Kann man unsre Schreibart nicht reif werden lassen; und kann man sich nicht üben, seine Fehler abzulegen, ohne die Welt zum Zeugen zu nehmen, und junge Leute zu gleicher Zeit eitel und lächerlich zu machen?

Vergeben Sie mir, meine Herren, die Länge, zu welcher mich die Liebe zur Wahrheit

heit verleitet hat. Vergeben Sie mir die Fehler, die ich vielleicht begangen habe, da ich von den Fehlern der Studirenden geredet. Machen Sie den Wissenschaften, der Weisheit und Tugend, dem Geschmacke und ihrem Namen dadurch Ehre, daß Sie sich vor den Abweichungen hüten, von welchen ich gesprochen habe. Berechtiget Sie Ihr Stand nicht, für Ihr Glück zu studiren: so befreyt Sie doch Ihr Stand nicht, von der Pflicht, durch Wissenschaft der Welt ein Segen und Ihrem eignen Herzen ein Glück zu werden. Ich weiß es, Sie haben diese edlen Absichten. Und Sie, meine Herren, welche sich zu den Aemtern der Schulen, der Akademien, der Gerichte, der Kirche vorbereiten; möchte ich Sie doch in Ihrem rühmlichen Eifer, in der gründlichen Erlernung der Sprachen, der Geschichte, der Philosophie, der Beredsamkeit und Poesie, zum Besten der höhern Wissenschaften, durch diese Rede bestärkt haben! Sorgen Sie nicht für Ihr Glück, nicht für das Amt, sorgen Sie für die Verdienste zum Amte und für die Kunst,

Ihre Geschicklichkeit anwenden zu können. Die Zeit belohnt Sie gewiß; und sollte es die Welt nicht thun: so wird Sie Ihr Gewissen belohnen. Und was sage ich so wenig? Der wird Sie belohnen, der unsre Absichten, unsre Aufrichtigkeit, unsern Fleiß, unsre Klugheit bey unsern Handlungen, und nicht bloß die Größe der Wirkungen ansieht. Von wem haben wir unsern Geist, der die Wissenschaften faßt? Sollten wir sie nicht zur Ehre des Vaters der Geister und der Menschen erlernen und anwenden? und was ist die Ehre GOttes? Die Ausbreitung der Weisheit, der Tugend, der Glückseligkeit seiner vernünftigen Geschöpfe.

M. T.

# M. T. Ciceros Vertheidigungsrede für den Poeten A. Licin. Archias.

Dafern ich, ihr Richter, einigen Witz besitze, wiewohl ich selbst am besten weiß, wie gering er ist; oder dafern ich in der Beredsamkeit etwas gethan habe, davon ich denn nicht läugnen will, daß ich nicht einiger Maßen darinn geübet wäre; dafern endlich der erste Grund zu dem allen, durch den Fleiß und die Unterweisung in freyen Künsten, geleget worden, davon ich den frey gestehe, daß ich mein Lebenlang keinen Abscheu davor gehabt habe: so sollte von rechtswegen itzo Archias Licinius, die Früchte des allen von mir zugewarten haben. Denn so weit ich immermehr zurück denken und mich der vergangenen Zeiten meiner ersten Kindheit erinnern kann: so sehe ich, das derselbe mein erster Anführer gewesen ist, und mir diese Art des Studirens zuerst angewiesen hat. Ist nun diese

meine Sprache, die auf sein Anrathen und durch seine Vorschrift, ins Geschick gebracht worden, schon so manchen andern heilsam gewesen, so ist es ja mehr als billig, daß ich auch denjenigen dadurch beystehe, und den, soviel an mir ist, zu erhalten suche, von welchem mein ganzes Vermögen, andern zu helfen, den Ursprung hat. Es darf auch niemanden Wunder nehmen, wenn ich dieses sage: weil etwa Archias eine ganz andre Art der Gemüthsgaben besitzet; und weil er sich nicht auf die Redekunst geleget hat. Denn auch ich habe mich niemals so ganz und gar derselben ergeben; daß ich mich nicht zugleich in andern Sachen umgesehen hätte: Es sind nämlich alle Künste und Wissenschaften, die uns zu rechten Menschen machen, gewisser Maßen mit einander verknüpfet, und, so zu reden, durch eine nahe Verwandschaft unter einander verbunden.

Befremdet es indessen jemanden, daß in einer ordentlichen Streitfrage vor öffentlichem

Gerichte, wo die Rechtssprache vor einem Stadtrichter des römischen Volkes, einem recht wackern Manne; vor so strengen Beysitzern, und in einer so volkreichen Versammlung, vorgetragen wird, mich dieser ungewöhnlichen Art zu reden bedienen werde; die vor Gerichte unerhöret ist, und die mit der auf dem Rathause eingeführten Sprache gar nichts gemein hat: so ersuche ich euch alle, daß ihr mir solches vergeben wollet. Erlaubet mir dießmal eine Rede zu halten, die sich für den Beklagten schicket; und die euch, wie ich hoffe, nicht beschwerlich fallen wird. Vergönnet mir, daß da ich, zur Vertheidigung dieses gelehrten Mannes, vor einer so großen Anzahl studirter Leute; bey eurer eigenen Leutseligkeit; und endlich vor einem solchen Richter, als der gegenwärtige ist, reden soll; ich auch von den freyen Künsten und Wissenschaften etwas freyer, als gewöhnlich ist, reden möge. Denn, was ist es Wunder, daß ich bey einer solchen Person, die des Studirens

und der gelehrten Ruhe halber, niemals vor Gerichte, oder in Gefahr gewesen, mich auch einer neuen und ungewöhnlichen Art des Vortrages bedienet habe?

Bin ich nun so glücklich, daß mir dieses von euch verstattet und zugestanden wird, so verspreche ich darzuthun: daß man diesen Archias, nicht nur aus der Zahl der Bürger, unter welche er bereits gehöret, nicht verstoßen soll; sondern daß man ihn, wenn er noch nicht in ihrer Anzahl gewesen wäre, noch itzo in dieselbe aufzunehmen verbunden seyn würde.

Denn sobald Archias die Kinderschuhe abgeleget, auch diejenigen Sachen bey Seite gesetzet hatte, wodurch Knaben zur Gelehrsamkeit pflegen vorbereitet zu werden; hat er sich mit allem Fleiße aufs Schreiben und Dichten geleget. Zu Antiochia, einer vormals sehr berühmten und reichen Stadt, wo ein großer Zufluß von gelehrten Leuten

ist,

ist, und wo alle freyen Künste blühen, ist er aus einem edlen Geschlechte gebohren: und hier hat er sich zu allererst, durch seinen aufgeweckten witzigen Kopf, vor allen andern hervorzuthun angefangen. Nachmals ist in allen Theilen von Asien, und in ganz Griechenland, wo er nur hingekommen, so viel aus ihm gemachet worden: daß man überall mehr von ihm gehoffet, als von seinem Geiste war gerühmet worden; und bey seiner Ankunft mehr an ihm zu bewundern gehabt, als man vorhin gehoffet hatte. Die griechische Gelehrsamkeit hatte damals ganz Welschland erfüllet, und die freyen Künste wurden zu der Zeit weit eifriger getrieben, als itzo in eben den Städten geschieht. Ja auch in Rom wurden sie, wegen der damaligen Ruhe des gemeinen Wesens, nicht versäumet. Daher kam es, daß sowohl die Tarentiner, als die Rheginer und Neapolitaner, diesen Archias das Burgerrecht und alle übrige

Be=

Belohnungen zugestunden; und daß alle Kenner guter Köpfe ihn ihrer Bekanntschaft würdig achteten, und ganz willig in ihre Häuser aufnahmen.

Als er nun durch diesen Ruhm auch Abwesenden bekannt war, kam er unter des Marius und Catulus Consulate nach Rom; und fand also solche Häupter, davon der eine ihm recht große Thaten zu beschreiben an die Hand gab; der andere aber nebst den Thaten, auch Gelehrsamkeit besaß, und gern etwas wohl geschriebenes hören mochte. Sogleich nahmen ihn die Luculler in ihr Haus, ob er gleich nur noch ein Jüngling war. Und das zwar nicht nur etwa seines Witzes und seiner Wissenschaft wegen, sondern auch seines guten Naturells und seiner Tugend halber: so daß dieses Haus, welches in der Jugend sein erstes gewesen, ihm auch im Alter das allerbekannteste und vertrauteste geblieben. Er war damals bey dem Q. Metellus, der numidische genannt;

und

und bey dem Pius seinem Sohne sehr wohl gelitten. Marc. Aemilius hörte ihn: Q. Catulus, Vater und Sohn giengen mit ihm um. L. Crassus hielt viel auf ihn: und da er mit den Lucullern, dem Drusus, den Octaviern, dem Cato und der ganzen Hortensischen Familie in genauer Bekanntschaft stund: so wiederfuhr ihm sehr viel Ehre; weil nicht nur diejenigen ihn verehrten, die in der That Lust hatten etwas zu lernen, sondern auch andre, die nur dafür angesehen seyn wollten.

Nach einer geraumen Zeit, als er mit dem L. Lucullus nach Cilicien gegangen war; und da dieser sein Amt daselbst niederlegte, mit ihm wieder zurücke ging, kam er nach Heraclea. Weil diese Stadt sehr billige Gesetze und Rechte hatte: so trug er ein Verlangen, unter die Zahl ihrer Bürger aufgenommen zu werden. Und da er theils an sich selbst dieser Ehre würdig geschätzet, durch das Ansehen und die Ge-

wogenheit Luculls unterstützet wurde; so fiel es ihm nicht schwer, solches von den Heracliensern zu erlangen. Nun ward von dem Silanus und Carbo ein Gesetz gegeben, daß alle diejenigen das römische Burgerrecht haben sollten, die es in einer mit Rom in Bündniß stehenden Stadt erlanget hätten; wenn sie nur zu der Zeit, da das Gesetz gegeben ward, bereits ein Wohnhaus in Italien besessen hätten. Da nun unser Licinius schon seit vielen Jahren ein Haus in Rom hatte; so meldete er sich deßwegen bey dem Stadtrichter Q. Metellus, der sein vertrauter Freund war.

Wenn ich hier nun von dem Bürgerrechte und einer Verordnung erwähne, so darf ich nichts mehr hinzusetzen: die ganze Sache ist dadurch ausgemachet. Denn sage mir Grachus, was kann von dem allen in Zweifel gezogen werden? Willst du läugnen, er wäre nicht zum Bürger in Heraclea aufgenommen worden? Hier ist Lucul-

lus,

lus, ein höchst ansehnlicher und redlicher Mann, der da saget, daß er solches nicht nur dafür halte, sondern gewiß wisse; der es nicht nur gehört, sondern selbst gesehen hat; der endlich nicht nur dabey gewesen ist, sondern es selbst zuwege gebracht hat. Hier sind die Heracliensischen Abgeordneten, recht wackere Männer. Diese sind bloß dieser Rechtssache halber, mit dem Befehle, ein öffentliches Zeugniß abzustatten, hergekommen, und sagen: er habe bey ihnen das Bürgerrecht gewonnen. Da foderst du nun das Heracliensische Stadtbuch, welches im italischen Kriege mit der ganzen Kanzelley, wie wir alle wissen, verbrannt worden. Es ist recht lächerlich auf alle Beweise, die wir haben, nichts zu erwiedern; und nur solche Dinge zu fodern, die man nicht haben kann: von dem Gedächtnisse der Zeugen kein Wort zu sagen; und schriftliche Nachrichten zu verlangen: ja endlich die Aufrichtigkeit eines ansehnlichen Mannes, nebst der eidlichen Aussage einer redlichen

Stadt, lauter glaubwürdige Zeugnisse, darwider man gar nichts aufbringen kann! zu verwerfen; hergegen die Schriften zu begehren, die doch, deinem eigenen Geständnisse nach, zuweilen pflegen verfälschet zu werden.

Ja! wirst du sagen: Er hat kein Haus in Rom gehabt! Ist das wohl wahrscheinlich, da er so viele Jahre vor seinem erlangten Bürgerrechte, Rom für sich, und sein ganzes Vermögen, zum Aufenthalte erwählet hatte? Aber, sprichst du; er hat sich nicht deßwegen gemeldet! Freylich hat er sich gemeldet; wie aus dem Verzeichnisse erhellet, welches unter allen, die bey den Stadtgerichten vorhanden sind, die gröste Giltigkeit hat. Denn, da es hieß, daß des Appius Bücher nicht gut wären aufgehoben worden; Gabinius aber, so lange es ihm wohl gieng, durch seine Leichtsinnigkeit, und da er verurtheilet war, durch seine Trübsalen, alle Glaubwürdigkeit seiner

ner Verzeichnisse vernichtet hatte: so ist hingegen Metellus, der gewissenhafteste und bescheidenste Mann von der Welt, so sorgfältig gewesen; daß er zu dem Stadtrichter L. Lentulus, und den übrigen Richtern gekommen, und bezeuget hat: daß ihm ein einziger verloschener Namen sehr nahe gegangen. In diesem Verzeichnisse nun sieht man bey dem Namen A. Licinius nicht das geringste verloschen. Und wie kann man bey dem allen an seinem Burgerrechte noch einigen Zweifel tragen? zumalen er es auch in andern Städten schon vorhin genossen hat.

Denn da man in Griechenland auch sehr mittelmäßigen Leuten, die entweder keine, oder doch eine sehr geringschätzige Kunst verstanden, das Bürgerrecht oft umsonst zugestanden: sollten denn wohl die Rheginer, oder die Lokrenser, oder die Neapolitaner, dasjenige, was sie wohl eher den Schauspielern und Seiltänzern verstattet, diesem

wegen seiner besondern Geschicklichkeit so berühmten Manne versaget haben? Ja, da viele, nicht nur nach zugestandenem Bürgerrecht, sondern auch nach dem papischen Gesetze, sich auf gewisse Art in die Register dieser Städte eingeschlichen: sollte denn dieser, der sich doch auf die Verzeichnisse, darinn sein Namen befindlich ist, nicht einmal berufet; weil er sich allezeit für einen Heraclienser gehalten wissen wollen: sollte denn dieser, sage ich, verworfen werden?

Vielleicht foderst du die Aufzeichnung der gezählten Bürger? Gerade! als ob es unbekannt wäre, daß Licinius unter den neulichen Censoren, mit dem berühmten Feldherrn Lucullus bey dem Heere gewesen; unter dem vorigen aber bey eben demselben, da er Rentmeister war, sich in Africa aufgehalten; unter den allerersten endlich, nämlich Julius und Crassus, kein einziger Theil des Volkes abgezählet worden. Weil aber die Aufzeichnung keinen das Bürgerrecht be-

stättiget; sondern bloß anzeiget, daß derjenige, der aufgezeichnet worden, sich bereits als ein Bürger verhalten habe: so muß er ja wohl auch zu der Zeit, die du ihm vorrückest, die Rechte der römischen Bürger schon genossen haben; da er oft nach unsern Gesetzen Testamente gemachet, von römischen Bürgern Erbschaften angenommen, und aus der öffentlichen Schatzkammer, unter dem Stadtrichter und Burgermeisteramte Lucculls, Belohnungen erhalten hat. Suche derowegen Beweißgründe auf, wenn du kannst: denn nimmermehr wirst du ihn, weder durch sein eigenes Geständniß, noch durch die Aussage seiner Freunde überführen können.

Fragst du, Grachus, warum ich so viel auf diesen Mann halte? Darum, weil er mir das Gemüth nach dem Tumulte und Geräusche des Rathhauses erquicket, und die vom Anhören so vieler Lästerungen ermüdeten Ohren, wieder belustiget. Meynest

du ferner, daß ich Materien genug im Vorrathe haben würde, täglich von so vielerley Sachen Reden zu halten; wenn ich nicht meinen Verstand durch Wissenschaften aufklären sollte? Oder glaubest du, daß ein Gemüth solche starke Beschäfftigungen aushalten würde, wenn man es nicht durch die Gelehrsamkeit wiederum beruhigen möchte?

Ich gestehe es nämlich frey heraus, daß ich den freyen Künsten ergeben bin. Diejenigen mögen sich schämen, die sich in solche Wissenschaften vertiefet haben, die sie weder zum öffentlichen Nutzen anwenden, noch ans Tageslicht bringen können. Was sollte ich mich aber schämen? der ich schon so viele Jahre lang so lebe, ihr Richter! daß mich weder meine Ruhe, noch meine Wollust, noch mein Schlaf jemals gehindert haben, jemanden von meinen Freunden beyzustehen, oder behülflich zu seyn. Wer will mich denn nun tadeln, oder wer kann mirs mit Recht übel deuten, daß ich diejenige Zeit, die andern zu ihren Hausgeschäff-

ten,

ten, zu Feyertagen und Schauspielen, zu andern Ergötzlichkeiten, ja selbst zur Gemüths- und Leibesruhe zugestanden wird; daß ich diejenige Zeit, die von andern auch zu mäßigen Gastmahlen, ja zum Würfel- oder Ballspiele angewendet wird, für mich, zur Wiederholung dieser Wissenschaften aussetze?

Man sollte mir dieses um so viel mehr zugestehen, da sich aus eben diesen Beschäfftigungen meine ganze Beredsamkeit herschreibt; welche, nach dem wenigen Maaße, darinn ich sie besitze, niemals meine Freunde hat in Gefahr stecken lassen. Dünket nun dieselbe jemanden etwas geringes zu seyn; so sehe ich doch wohl, woher auch dasjenige seinen Ursprung habe, welches unstreitig das allervortrefflichste ist. Denn hätte ich mich nicht von Jugend auf, durch vielen Fleiß im Studiren, zu überzeugen gesuchet: man müsse in dieser Welt nach nichts anders so sonderlich streben, als nach

Ehre und Ruhm; und daß, in der Bemühung darnach, alle Marter des Leibes, alle Gefahr des Todes und der Landesverweisung, für nichts zu achten sey: nimmermehr würde ich mich für eure Wohlfahrt, in so viele und wichtige Streitigkeiten verwickelt, und den täglichen Anfällen der allerruchlosesten Menschen dargestellet haben. Aber alle Bücher sind voll davon; alle Sprüche der Weisen handeln davon; alle Exempel des Alterthums bezeugen es häufig: als welche insgesammt im Finstern liegen würden, wenn sie nicht durch das Licht der Gelehrsamkeit bestralet würden. Was haben uns nicht die griechischen und römischen Scribenten für herrliche Vorbilder tapferer Männer, schriftlich hinterlassen: die sie gewiß nicht nur zum Anschauen, sondern zur Nachfolge abgeschildert haben? Diese habe ich mir, in Verwaltung der Republik, allezeit zu Mustern vorgestellet, und dabey alle mein Dichten und Trachten, nach den Meynungen vortreflicher Männer, eingerichtet.

Fraget jemand: Wie? haben denn die großen Leute, deren Tugenden in Schriften aufgezeichnet worden, diejenigen Wissenschaften und Künste auch verstanden, die du so rühmest und erhebst? Es ist freylich schwer, dieses von allen zu behaupten: aber ich weiß schon, was ich antworten will. Ich gestehe es, daß es viel wackere Männer, voller Großmuth und Tugend gegeben, die auch ohne die Gelehrsamkeit, durch eine fast übermenschliche Vortreflichkeit ihres Naturells, von sich selbst, gelassen und gesetzt worden sind: ja ich setze noch dieses hinzu, daß es der Natur öfter ohne die Wissenschaft, als der Wissenschaft ohne das Naturell gelungen sey, Lob und Ehre zu erwerben. Aber ich behaupte doch: daß wenn zu einem treflichen und sonderbaren Naturelle, auch die Anleitung der Gelehrsamkeit gesetzet worden: daß sage ich, alsdann recht etwas herrliches und ungemeines daraus zu entstehen pflegt. Zu dieser Art gehört Scipio Africanus, der unvergleichliche

Mann,

Mann, den unsere Väter noch gekannt; dahin gehören L. Lälius und L. Furius, ein paar gerechte und genügsame Männer; dahin gehöret jener alte M. Cato: welche alle wahrhaftig nimmermehr das Studiren geliebet haben würden, wenn ihnen nicht die Gelehrsamkeit zur Tugend behülflich gewesen wäre.

Gesetzt aber, daß man keinen so großen Nutzen davon aufzuweisen hätte; gesetzt, daß das Studiren bloß zur Belustigung dienlich wäre: nichts destoweniger würdet ihr doch diese Beschäftigung des Gemüthes für etwas edles und wohlanständiges erkennen müssen. Alles übrige nämlich schicket sich weder für alle Zeiten, noch für jedes Alter, noch für jeden Ort: die freyen Künste hergegen nähren die Jugend, und belustigen das Alter; sie sind eine Zierde im Glücke, und eine tröstliche Zuflucht im Unglücke; sie ergötzen uns zu Hause, und hindern uns in der Fremde nicht; sie übernachten

mit uns, reisen mit uns, und verlassen uns auch bey dem Landleben nicht. Könnten wir es nun selbst so weit nicht bringen, noch die Süßigkeit des Studirens schmecken und empfinden; so müsten wir es doch bewundern, wenn wir es bey andern anträfen.

Wer ist unter uns von so unempfindlichem und bäurischem Gemüthe, daß er neulich durch den Tod des Komödianten Roscius nicht wäre gerühret worden? Der, ob er gleich ein Greiß war, dennoch wegen seiner herrlichen und beliebten Geschicklichkeit von rechtswegen gar nicht hätte sterben sollen. Hatte nun dieser, durch die Bewegungen seines Leibes, bey uns allen so viel Liebe erworben: wie wollen wir denn die unbegreifliche Geschwindigkeit des Verstandes und die Hurtigkeit aufgeräumter Köpfe verschmähen? Wie oft habe ich nicht gesehen, ihr Richter, daß Archias, ohne einen Buchstaben aufzuschreiben, eine Menge

der schönsten Verse, von allerley vorfallenden Sachen aus dem Kopfe hergesaget? Wie oft hat er nicht, wenn er darinnen gestöret worden, wiederum von eben den Materien, doch mit ganz andern Worten und Versen gedichtet? Wenn er sich aber Zeit nahm, mit Fleiß und bey guter Muse zu dichten, so hat er solchen Beyfall dadurch erhalten, daß er fast den alten Scribenten gleich geschätzet worden. Sollte ich nun denselben nicht lieben? Sollte ich ihn nicht bewundern? Sollte ich ihn nicht auf alle mögliche Weise zu vertheidigen suchen.

Wir haben es ja von den größesten und gelehrtesten Leuten gehöret, daß gewisse Gattungen der Wissenschaften auf Regeln ankommen, und als Künste gelernet werden; ein Poet aber von Natur sein Talent habe, durch die eigene Munterkeit seines Gemüthes angespornet, und fast von einem göttlichen Triebe gereget werde. Unser Ennius nennet deßwegen die Poeten mit Recht heilige

Män=

Männer; weil es das Ansehen hat, als ob sie uns, durch eine göttliche Wohlthat, als ein Geschenk mitgetheilet und empfohlen würden. So lasset doch derowegen bey euch, ihr Richter, als bey wohlgesitteten Leuten, diesen Namen eines Poeten heilig seyn, der gewiß noch von keiner Barbarey verletzet worden. Felsen und Wüsteneyen geben einen Wiederhall; ungezähmte Bestien werden durch den Gesang besänftiget, und stehen stille: wir aber, die wir doch wohl erzogen, und zu den artigsten Dingen angeführt worden, wir sollten nicht durch die Stimme eines Poeten gerühret werden?

Die Kolophonier sagen: Homerus sey ihr Landsmann; die Chier geben ihn für den ihrigen aus; die Salaminier eignen ihn sich zu; die Smirner aber behaupten, daß er ihnen angehöre, daher sie ihm auch einen Ehrentempel in ihrer Stadt gewidmet haben. Viele andre streiten auf eben die Art einander um diese Ehre. Dergestalt eignen

sich diese alle einen fremden, auch nach dem Tode zu; bloß weil er ein Poet gewesen: wir aber, wollen diesen Lebendigen verstossen; der doch seiner Neigung, und selbst den Gesetzen nach der unsrige ist?

Hierzu kömmt noch, daß Archias seine ganze Fähigkeit angewandt hat, die Ehre und das Lob des römischen Volkes zu preisen. Er hat nämlich schon in seiner Jugend, vom Cimbrischen Kriege geschrieben; und ist auch sogar bey dem C. Marius beliebt gewesen, der doch sonst gegen diese Art der Gelehrsamkeit etwas hart zu seyn geschienen hat. Denn solch ein abgesagter Feind der Musen ist wohl niemand, daß er es nicht sollte leiden können, wenn ein ewiges Lob seiner Thaten in Versen beschrieben würde.

Als man den Themistocles, jenen großen Athenienser, befraget: Was, oder wessen Stimme er am liebsten höre? so soll er gesaget haben: dessen, der seine Tugend am be-

besten preisen könnte. Und jener Marius hat gleichfalls den L. Plotius geliebet; weil er glaubte, daß seine Thaten von ihm am besten gerühmet werden könnten.

Nun hat aber Archias den ganzen mithridatischen Krieg, der so groß und schwer war, und auf so mannigfaltige Weise, zu Lande und zu Wasser geführet worden, von Anfang bis zum Ende beschrieben: welche Bücher gewiß nicht nur den L. Lucullus, einen tapfern und berühmten Helden, sondern auch den Namen des römischen Volkes verherrlichen. Denn das römische Volk hat, unter Lucults Anführung, zuerst Pontus eröffnet, eine Landschaft, die vormals mit königlichen Kosten, ja selbst durch die Natur der Gegenden befestiget war. Des römischen Volkes Kriegsheer hat unter eben diesem Anführer, mit einer mäßigen Anzahl, die unzählbare Macht der Armenier in die Flucht geschlagen. Das römische Volk hat den Ruhm, daß es die wohlgesinnte Stadt

der Cyzicener, auf Anrathen eben desselben, von allen königlichen Anfällen befreyet, ja sie, so zu reden, dem Kriege aus dem Rachen gerissen und erhalten hat. Unsre unglaubliche Seeschlacht bey Tenedus wird allezeit gelobet und gepriesen werden, da L. Lucullus so tapfer gefochten, daß die Heerführer der Feinde erschlagen, und ihre Flotte sammt ihnen versenket worden. Unsre Siegeszeichen, unsre Ehrenmäler, unsre Triumphe, sage ich, werden in stetem Andenken bleiben. Von welchen Scribenten nun diese Dinge beschrieben werden, von denen wird auch der Ruhm des römischen Volkes gepriesen.

Unser Ennius ist bey dem ältern Scipio Africanus wohl gelitten gewesen: ja man meynet, in dem scipionischen Grabmale stehe er in Marmor gehauen. Durch dergleichen Lob aber, werden nicht nur die gelobet, welche ausdrücklich gelobet werden; sondern es wird auch der ganze römische Namen

dadurch

dadurch gepriesen. Wird Cato, der Aeltervater des itzigen, bis in den Himmel erhoben; so wird auch dem Ruhme der Römer dadurch ein großer Glanz zugezogen: ja es werden auch alle die Maximer, Marceller und Fulvier niemals gerühmet; ohne daß uns allen dadurch ein allgemeines Lob zuwachsen sollte. Haben nun unsre Vorfahren einen rudischen Mann, den Ennius, der dieses alles ins Werk gerichtet, zum Bürger aufgenommen: wollen wir denn diesen Heraclienser, den so viele Städte gern bey sich gehabt hätten, und der durch unsre Gesetze wirklich für einen Bürger erkannt worden, aus Rom verbannen?

Diejenigen irren sich sehr, die dafür halten, daß griechische Verse von geringerm Nutzen wären, als lateinische: denn was griechisch ist, das wird in aller Welt gelesen; das Latein hingegen ist in gewisse Schranken, die gewiß ziemlich enge sind, eingeschlossen. Wenn also gleich unsre Thaten selbst noch in gewisse Landschaften des Erdbodens eingeschränket sind, so sollen wir

doch ein Verlangen tragen, daß unser Ruhm auch dahin dringen möge, wohin unsre Fäuste und Schwerter noch nicht gedrungen sind. Dieses würde nicht nur für das ganze Volk, dessen Thaten beschrieben werden, etwas herrliches seyn; sondern auch denen, die des Ruhms halber ihr Leben in Gefahr setzen, ein besondrer Sporn und Antrieb zu allen Unternehmungen und Beschwerlichkeiten werden. Wie viel Scribenten seiner Thaten soll nicht jener große Alexander bey sich gehabt haben? Doch hat derselbe, da er bey dem trojanischen Vorgebürge Sigäus, am Grabe des Achilles gestanden, ausgerufen: O beglückter Held, der du den Homer zum Herolde deiner Tapferkeit gefunden hast! Und darinn hatte er ganz Recht: denn wäre das Heldengedicht Ilias nicht beschrieben worden, so würde eben das Grab, welches seinen Leichnam bedecket hat, auch zugleich seinen Namen verscharret haben.

Und was sage ich viel? Hat nicht sogar unser großer Pompejus, dessen Glück

seiner Tapferkeit gleicht, den Scribenten seiner Thaten, Theophanes von Mytilene, in der Versammlung seines Heeres, mit dem Bürgerrechte beschenket? Und haben nicht unsre tapfre Krieger, ob sie gleich Landleute und Soldaten waren, von einer gewissen Süßigkeit des Lobes getrieben, durch ein großes Freudengeschrey ihren Beyfall darüber bezeuget, als wenn sie nämlich an der Ehre mit Theil haben sollten?

Ich glaube also fest: wenn Archias nicht bereits nach den Gesetzen ein römischer Bürger wäre; so würde er es ja leicht durch irgend einen Feldherrn haben werden können. Da Sylla die Spanier und Gallier mit dem Bürgerrechte beschenket hat; so würde er gewiß diesen nicht abgewiesen haben, Sylla, sage ich, den wir doch gesehen haben, daß, als ihm ein elender Poet ein kleines Sinngedicht auf ihn, nur in vermischten langen und kurzen Versen, mitten aus dem Volke zugeworfen; er gleich darauf befohlen, ihm etwas von den Sachen, die damals verkaufet wurden, zur Belohnung zu reichen: doch mit Bedinge, daß er ins künf-

tige nichts mehr schreiben sollte. Sollte nun derjenige, der auch eines schlimmen Poeten Mühe und Arbeit belohnenswerth geachtet, dieses Licinius Geschicklichkeit, Nachdruck und Reichthum im Schreiben nicht geliebet haben?

Was noch mehr? Sollte er von dem frommen Q. Metellus, als seinem vertrauten Freuude, der so vielen andern das Bürgerrecht geschenket, weder durch sich selbst, noch durch die Luculler, dasselbe nicht erlanget haben? Von dem Metellus, der es doch so gern sah, wenn von ihm geschrieben ward, daß er auch Dichtern, die zu Corduba gebohren worden, und also etwas hochtrabendes und fremdes an sich hatten, dennoch Gehör zu geben pflegte? Denn warum soll man das läugnen und verhehlen, was doch nicht kann verhehlet werden? Man gestehe es lieber: wir lassen uns alle gern loben: und je edler ein Gemüth ist, desto mehr läßt es sich durch Ruhm und Ehre lenken. Sogar diejenigen Weltweisen, die von Verachtung der Ehre schreiben, setzen

auf eben die Bücher ihre Namen, und wollen eben deßwegen gerühmet und genennet werden; weil sie den Ruhm und Preis verachten.

Decimus Brutus, jener große Held und Feldherr, hat mit den Gedichten seines Freundes Attius, sogar die Eingänge seiner Capellen und Ehrenmäler ausgeschmücket. Ja Fulvius, der in Begleitung des Ennius, mit den Aetoliern Krieg geführet, hat kein Bedenken getragen, die Beute, die doch dem Mars gehörete, den Musen zu heiligen. In einer Stadt also, wo auch die gewaffneten Feldherrn den Namen der Poeten und die Heiligthümer der Musen verehret haben; da sollten ja wohl die politischen Richter, vor der Ehre der Musen, und der Wohlfahrt der Poeten keinen Abscheu haben. Und damit ihr dieses desto williger thun möget, ihr Richter, so will ich mich euch selbst darstellen, und von meiner eigenen Ehrliebe, die vielleicht gar zu stark, aber doch ehrbar ist, ein Bekenntniß ablegen.

Denn was ich in meinem Consulate, zugleich mit euch, zur Wohlfahrt dieser Stadt und des Regiments, zur Erhaltung der Bürger, und zum Besten der ganzen Republik gethan, das hat dieser Licinius in Versen zu beschreiben angefangen. Sobald ich das vernahm, ermahnte ich ihn, darinn fortzufahren: weil es mir eine wichtige und angenehme Sache zu seyn schien. Die Tugend verlanget nämlich keine andre Belohnung ihrer Mühe und Gefahr, als Lob und Ehre. Sobald aber dieses wegfällt, ihr Richter! was verlohnet sichs denn der Mühe, daß wirs uns in diesem Leben so sauer werden lassen? In Wahrheit, wenn wir nichts künftiges vorher sehen könnten, und das Ende unsers Lebens allen unsern Gedanken ein Ziel stecken sollte: so würde man sich weder mit so vieler Arbeit schwächen, noch mit so vielen Sorgen und schlaflosen N ä c h t e n quälen, noch so oft in Lebensgefahr wagen. Nun aber stecket in jedem edlen Gemüthe eine geheime Kraft, die das Herz Tag und Nacht durch den Sporn der Ehre aufmuntert,

tert, und uns die Erinnerung giebt: man müsse das Andenken seines Namens nicht mit dem Leben aufhören lassen, sondern bis auf die späteste Nachkommen fortpflanzen.

Sind wir denn aber alle so verzagt und kleinmüthig? wir, sage ich, die wir der Republik haler, in so vieler Arbeit und Gefahr schweben; daß, da wir bis auf unsern letzten Athem keinen ruhigen Augenblick genossen, wir dennoch dafür halten sollten: es würde im Tode alles mit uns aus seyn? Oder, da viele treffliche Leute ihre Säulen und Bilder, die doch nur den Leib, und nicht die Seele abschildern, aufs sorgfältigste hinterlassen haben; sollten wir denn nicht vielmehr streben, auch von unserer Klugheit und Tugend solche Abbildungen nachzulassen, die von geschickten Köpfen entworfen und ausgearbeitet worden? Zum wenigsten habe ich mir eingebildet, daß alles, was ich gethan, schon damals, als ich es noch that, zum unsterblichen Andenken, der ganzen Welt kund gemachet und ausgebreitet würde. Es mag nun dieses alles, mir entweder nach dem Tode ganz unbekannt seyn; oder auch alsdann, nach der Meynnng der weise-

sten Männer, noch einem gewissen Theile meines Gemüthes angehören: so belustige ich mich doch itzo schon, in Gedanken und in der Hoffnung daran.

Ey so erhaltet denn, ihr Richter, diesen Archias, der eine solche Schamhaftigkeit besitzet, die durch die Zuneigung seiner Freunde sowohl, als durch ihren eigenen Werth und ihre besondre Schönheit gebilliget wird; den Archias, dessen Geist und Witz so groß ist, daß man dasjenige schätzen muß, was von so vielen großen Männern geliebet worden; den Archias, dessen Sache endlich so beschaffen ist, daß sie durch die Gesetze, durch das Ansehen einer Stadt, durch das Zeugniß LucuUs, durch das Register Metells bestättiget worden. Da es nun mit dem allen seine Richtigkeit hat, so bitte ich euch, ihr Richter, wenn etwa in so wichtigen Sachen nicht nur ein menschlicher, sondern auch ein göttlicher Fürspruch nöthig ist: daß ihr denjenigen, der euch, der eure Feldherren, der die Thaten des römischen Volkes allezeit gepriesen, der auch in dieser neuen Gefahr, die sowohl mich als euch insbesondre betrifft, uns auf ewig ein rühmliches Zeugniß

zu

zu geben verspricht; und der endlich in die Zahl derer gehöret, die allezeit für heilig gehalten, und so genennet worden, dergestalt in euren Schutz nehmen wollet; daß er mehr durch eure Gelindigkeit unterstützet, als durch eure Schärfe verletzet zu seyn scheinen möge.

Ich habe von dieser Sache, ihr Richter, nach meiner Gewohnheit, kurz und schlechtweg geredet, und hoffe, daß ich damit bey allen werde Beyfall gefunden haben. Was ich aber, auf eine vor Gerichte ungewöhnliche Weise, von dem großen Witze dieses Mannes, und überhaupt von der Dichtkunst erwähnet habe: davon habe ich das Vertrauen, es werde mir gleichfalls von euch, ihr Richter, zum Besten gedeutet werden; so wie ichs von demjenigen, der das Gericht hält, ohne dieß schon völlig versichert lebe.

Des

# Des Demosthenes zweyte Rede wider den König Philippus.

Wenn von des Philippus Gewaltthätigkeiten, und von seinem friedbrüchigem Verfahren vor euch Reden gehalten werden, ihr Bürger von Athen: so bemerke ich, daß alle dergleichen Vertheidigungen eurer Rechte für löblich und billig angesehen werden; und daß alles dasjenige gut heist, wodurch Philippus beschuldiget und angeklaget wird. Wenn ichs aber frey sagen soll, so sage ich doch, daß nichts Rechtes unternommen, oder so ausgeführet wird, daß es sich der Mühe verlohnte, dieselben anzuhören. So weit ist es mit unserer Republik schon gekommen, daß es desto schwerer fällt, gute Anschläge zu geben, wie man sich zu verhalten habe; je gewisser es erwiesen worden, daß Philippus nicht nur die mit uns geschlossenen Bündnisse bricht, sondern ganz Griechenland zu unterdrücken suchet.

Die Ursachen sind diese. Wer mit Gewalt und Unrecht nach fremden Gütern strebet; der

muß durch wirkliche Thaten, und nicht durch lange Reden zurücke gewiesen werden. Wir aber, die wir öffentlich hier auftretten, scheuen uns, euch dieses zu sagen und anzurathen; aus Furcht, wir möchten euch etwa zu nahe tretten. Wir erwähnen hingegen nur der grausamen und unerhörten Frevelthaten des Philippus, die er theils noch im Sinne hat. Sieht man ferner euch, ihr Athenienser, entweder selbst eure Sache vertheidigen, oder die Behauptung eures Rechtes, die von andern geschieht, mit völliger Einsicht anhören: so seyd ihr dem Philippus weit überlegen. Kömmts aber endlich zum Werke selbst, und sollt ihr seinen Unternehmungen in der That widerstehen; so seyd ihr faul und schläfrig.

Daher kömmt es nur, daß ihr und Philippus, beyderseits in euren Bemühungen einen glücklichen Fortgang spüret. Euch beyden gelingt es darinnen, worauf ihr euch mit so vielem Fleiße leget und übet: ihm zwar in Thaten und Werken; euch aber in Worten und Reden. Seyd ihr nun damit zufrieden, daß

ihr besser für euch zu reden wisset, als er: so ist dieses ein leichtes, und es kann euch gar keine Mühe kosten. Wenn ihr aber sorgen wollet, daß der gegenwärtige schlechte Zustand der Sachen wieder hergestellet werde; damit wir nicht ganz unversehens zu Grunde gehen, und damit uns nicht eine so zahlreiche Armee ins Land falle, gegen welche wir nicht einmal zu Felde ziehen können: da wird man ganz andrer Anschläge benöthiget seyn. Ja es werden sowohl die Redner, als die Zuhörer, das nützlichste und heilsamste dem leichtesten und anmuthigsten vorziehen müssen.

Wenn also jemand, ihr Männer von Athen, zuförderst erwäget, wie mächtig Philippus schon ist, und was er schon für Länder bezwungen hat; und doch dabey noch sicher ist, auch nicht wahrnimmt, daß eure Stadt in Gefahr ist, und daß alle seine Absichten auf euren Untergang zielen: so muß ich mich herzlich darüber wundern; und ich will euch itzo alle ersuchet haben, mit wenigem die Gründe anzuhören, welche mich bewegen, das Gegentheil zu fürchten, und den Philippus für unsern Feind zu halten. Werdet ihr nun finden,

daß

daß ich die Sache besser, als andre eingesehen habe; so bitte ich euch, mir zu folgen: wo aber jene Sorglose und Sichere es besser verstehen; wohlan, so möget ihr auch ihren Anschlägen Gehör geben.

Ich betrachte also zu erst, ihr Athenienser, was Philippus nach dem Friedensschlusse erhalten hat: es war nämlich Pyle und die phocensische Landschaft. Aber was? Wie hat er sich derselben bedienet? Er hat der Thebaner Nutzen, nicht aber eure Wohlfahrt dadurch zu befördern gesuchet. Warum aber das nicht? Da er nur nach Macht und Größe strebet, es mag nun durch gerechte, oder durch ungerechte Mittel geschehen; nicht aber Frieden und Ruhe zu erhalten, oder die Billigkeit zu handhaben suchet: so sieht er es freylich wohl vorher, daß er unsrer Stadt, und unsern Verfassungen, nichts so großes weder versprechen noch leisten kann; wodurch ihr bewogen werden könntet, um des Eigennutzens halber, ihm etliche von den übrigen griechischen Provinzen aufzuopfern. Er sieht wohl, daß ihr aus Liebe zur Gerechtigkeit, und aus einem damit verbun-

denen

denen Abscheue vor allen schändlichen Dingen, und aus einer vorsichtigen Erwägung alles wohlanständigen, ihm, im Falle er dergleichen etwas unternehmen sollte, eben so wohl widerstreben würdet, als ob ihr wider ihn selbst Krieg führetet. Von den Thebanern hielt er dafür, daß sie ihn alles nach seinem Kopfe würden machen lassen, wenn sie nur ihren Vortheil dabey hätten; wie es denn in der That erfolget ist, ja, daß sie anstatt ihm zu widerstehen, und sein Vorhaben zu hindern, ihm wohl gar mit gewaffneter Hand beystehen würden, wenn er es verlangen sollte. Mit den Messiniern und Argivern, machet ers itzo in einerley Absicht eben so: und dieses alles, ihr Athenienser gereichet euch zu einer sonderbaren Ehre. Denn dadurch giebt er zu verstehen: daß er euch für Leute ansieht, die um keines Vortheils, um keiner Gnade, um keines Gewinnstes halber die Neigung gegen Griechenland fahren lassen, oder die Vertheidigung desselben unterlassen würden.

Und er thut wohl daran, daß er von euch anders, als von den Thebanern und Argivern

urtheilet: er mag nun dabey auf die itzigen, oder auf die vergangenen Zeiten sehen. Er hat nämlich gelesen oder gehöret: daß eure Vorfahren, da sie über Griechenland hätten herrschen können, wenn sie nur des persischen Königs Vasallen hätten werden wollen, diesen Vorschlag nicht nur ausgeschlagen, da er ihnen durch einen Abgeordneten gethan worden; sondern sogar lieber die Stadt mit den Rücken angesehen, ja alles Ungemach ausgestanden; nachmals aber solche Thaten gethan, die zwar ein jeder gern nachthun wollte, die aber noch zur Zeit niemand nach Würde beschreiben können. Auch ich gehe dieselben itzo billig vorbey: weil diese Heldenthaten weit größer sind, als daß sie in einer Rede könnten erzählet werden. Der Thebaner und Argiver Vorfahren hingegen, haben theils selbst in persischen Diensten gestanden, theils aber doch diesen Barbaren sich gar nicht widersetzet.

Aus dem allen hat er also abgenommen, diese beyde würden sich an ihrem Eigennutze gnügen lassen, und die gemeine Wohlfahrt von Griechenland aus den Augen setzen. Er hat

geglaubet, wenn er eure Freundschaft suchen wollte, muste er sie um der Gerechtigkeit halber suchen: würde er sich aber mit jenen in Bündnisse einlassen; so würden sie ihm seine Begierden erfüllen helfen. Daher kömmt es nun, daß er sowohl damals, als itzo, dieselben euch vorgezogen. Er sieht ja nicht, daß sie etwa mehr Galeeren hätten, als ihr habet. Er verachtet ja auch den Handel und das Seewesen nicht, so daß er euch irgend deßwegen nicht nöthig hätte; massen er selber schon einige Herrschaft über das Meer hat: vielweniger kann er der Zusage und des Versprechens vergessen haben, dadurch ihm neulich der Frieden zugestanden worden.

Doch vielleicht wird hier jemand sagen, Philippus wisse freylich das alles; er habe aber ein solches weder aus Geitz, noch aus andern, von mir erwähnten Ursachen gethan: sondern bloß, weil die Thebaner ihm billigere Vorschläge gethan, als wir. Allein unter allen Ausflüchten, womit er sich irgend bescheinigen könnte, ist diese gerade die allernichtigste. Denn wer wird sichs doch einbilden lassen, er

habe,

habe, aus Liebe zur Billigkeit den Lacedämoniern befohlen, Messenion zu verlassen, und den Thebanern Orchomene und Koronea zu übergeben?

Vielleicht ist er aber dazu gezwungen worden! Vielleicht hat er, von der thessalischen Reiterey und den thebanischen Schaaren genöthiget, dieses wider Willen zugestehen müssen! Das einzige ist nur noch übrig. Daher, sagen sie, trauet er den Thebanern nicht; und erzählen hier und da, daß er Elatea befestigen werde. Allein gleichwohl thut er dieses doch noch nicht; wirds auch wohl, meiner Meynung nach, nimmermehr thun. Mit den Messiniern und Argivern, spricht man, werde er die Lacedämonier nicht angreifen: und doch schicket er schon seine Völker hin, schießt Geld vor, und wird selbst mit einem großen Heere daselbst erwartet. Dergestalt richtet er die Lacedämonier, die der Thebaner Feinde sind, zu Grunde; die Phocenser hingegen, die er sonst selbst verwüstet hat, setzet er nunmehr wieder in völligen Stand. Hätte nun Philippus solches entweder vorhin, gezwungener

Weise gethan, oder hegete er itzo das geringste Mißtrauen gegen sie: so würde er ja, meinem Urtheile nach, ihren Feinden nicht so beständig zuwider seyn. Ja er selbst erkläret sich, durch seine itzigen Unternehmungen, daß er alles damalige freywillig gethan habe.

Erwäget es nun recht, ihr Athenienser, so werdet ihr finden, daß er nichts anders, als den Untergang unsrer Republik im Sinne hat: ja daß er zu diesen Zeiten nichts anders zur Absicht haben könne und solle. Ihr könnet dieses folgender Gestalt begreifen. Er will herrschen: daß ist ausser Streit. Darinn aber hält er euch für die einzigen, die ihn zu hindern vermögend sind. Daher hat er euch schon eine geraume Zeit her, so viel Unrecht und Gewalt gethan; wie er es selber wohl weiß. Denn was er uns feindlicher Weise genommen hat, dessen bedienet er sich itzo, seine übrigen Länder zu bedecken. Er würde sich selbst in seinem Schlosse nicht für sicher halten, wenn er Amphipolis und Potidea verlieren sollte. Er weiß also beydes, sowohl daß er euch nachstellet: als daß ihr solches gewahr

wer-

werdet. Da er euch aber für beherzte Leute ansieht, so hält er auch dafür, ihr wäret ihm mit Rechte gehässig: und daher ist er auch so aufgebracht und erhitzet; weil er glaubet, es würde ihm übel gehen, dafern ihr eine gute Gelegenheit finden solltet, und er euch nicht zuvor käme. Darum steht er immer auf der Hut; darum lauret er auf unsre Vaterstadt: darum hält ers mit etlichen Thebanern und mit einigen Peloponnesern, die jenen beypflichten. Von diesem hoffet er, daß, wie sie aus Eigennutz mit diesen itzigen Umständen schon zufrieden sind; also auch aus Dummheit des Verstandes nichts von dem, was noch bevorsteht, vorher sehen werden. Wenn sie aber nur eine mäßige Klugheit besäßen, so würden sie ganz augenscheinliche Exempel davon vor Augen sehen. Ich habe dieselben bey Gelegenheit den Messiniern und Argivern erzählet; und vielleicht ist es nicht undienlich, sie auch euch zu wiederholen.

Wie ungern würden es wohl die Olynthier gehöret haben, ihr Messinier! sprach ich, wenn jemand zu der Zeit wider den Philippus Reden

gehalten hätte, da er ihnen Anthenunt überließ, welche Stadt sich doch alle vorige macedonische Könige angemasset hatten? da er ihnen Potidea schenkte, und ihnen die Atheniensischen Colonien daraus vertrieb? da er sich gar für unsern Feind erklärte, und ihnen die gewonnene Landschaft zu nutzen einräumete? Hätten sie wohl gedacht, daß es ihnen so gehen würde? Hätten sie es wohl geglaubet, wenn es ihnen jemand vorher gesaget hätte? Nimmermehr! Indessen geschah es, daß sie, nach einem kurzen Genusse fremder Länderenen, ihrer eigenen, auf eine sehr lange Zeit beraubet wurden; indem sie nicht nur vertrieben, und schmählich überwunden, sondern sogar von ihren Mitbürgern verrathen und verkaufet wurden. Was schließe ich nun daraus? Dieses: daß die gar zu große Gemeinschaft und Vertraulichkeit mit Tyrannen, freyen Republiken ganz und gar nicht zuträglich sey.

Wie gieng es den Thessaliern? Meynet ihr wohl, sprach ich, daß sie damals, als Ihnen Philippus Nicea und Magnesia gab, als er ihre Tyrannen vertrieb, vermuthet hätten: daß die-

diese itzige Regierungsart bey ihnen eingeführet werden würde? Hätten sie es wohl gedacht, daß derjenige, der ihnen Pyle wieder gab, sie ihrer eigenen Privateinkünften berauben würde? Nimmermehr hätten sie das geglaubet; Nichts destoweniger ist das alles geschehen, wie es leider am Tage liegt. Ihr gleichfalls, setzte ich hinzu, seht den Philippus gern, so lange er schenket und giebt: so bald er euch aber wird ins Garn gelocket und betrogen haben, alsdann werdet ihr ihn weit von euch wegwünschen; dafern ihr anders klug seyd.

Man hat freylich wohl, zur Sicherheit und Vertheidigung der Städte, verschiedene Mittel erdacht: Wälle, Mauern, Gräben, und was des Dinges mehr ist; die alle mit schwerer Arbeit gemachet werden, und viel Geld kosten. Kluge Leute aber haben ein einziges allgemeines Schutzmittel in sich selbst: welches zwar einem jeden insbesondere nützlich und heilsam ist; sonderlich aber freyen Republiken wider die Tyrannen dienen kann. Und welches ist es denn? Das Mißtrauen! Darin-

nen übet euch! Dieses bewahret, wie euren Augapfel; denn so lange es euch daran nicht fehlen wird, so lange werdet ihr ausser aller Gefahr seyn. Aber was suchet ihr, fragte ich? Ohne Zweifel die Freyheit! Sehet ihr aber nicht, daß Philippus einen Namen führet, der derselben schnurstracks zuwider läuft? Alle Könige, alle Tyrannen, sind ja Feinde der Freyheit, und Untertretter aller Gesetze! Seht euch derowegen wohl vor, daß ihr nicht, indem ihr das Ende des Krieges wünschet, einen Oberherrn und Regenten bekommen möget.

Als sie diese Worte gehöret hatten, klopften sie zum Zeichen ihres Beyfalles in die Hände; sie lobten auch vieler andern Abgesandten Reden, die theils in meiner Gegenwart, theils in meiner Abwesenheit gehalten wurden. Dessen ungeachtet aber, lassen sie sich vom Philippus und seinen Verheissungen gar nicht abwendig machen. Doch das ist eben nichts ungereimtes, wenn gleich einige Messinier und Peloponneser wider dasjenige handeln, was sie selbst für das beste erkennen. Aber da ihr

es

es theils selbst versteht, theils aus unsern Reden höret, daß man euch nachstellet; daß ihr ganz umschanzet seyd: wie groß muß nicht dabey eure Trägheit seyn! Denn durch das alles werdet ihr ganz unversehens unterdrucket werden. Dergestalt gilt eine kurze Wollust und Ruhe zuweilen mehr, als der bevorstehende dauerhafte Nutzen. Dafern ihr nun weise seyd, so möget ihr hernach selbst für euch berathschlagen, was zu thun sey: voritzo will ich nur von demjenigen handeln, was ihr, eure Schlüsse zu beschleinigen, vorbringen könnet.

Es wäre billig, ihr Athenienser, daß diejenigen herzugerufen würden, die euch damals die Verheissungen überbrachten, wodurch ihr bewogen wurdet, Frieden zu machen. Denn weder ich selbst, hätte jemals die Gesandschaft auf mich genommen; noch ihr würdet, wie ich sattsam versichert bin, jemals aufgehöret haben, wider ihn zu kriegen: wenn ihr gewust hättet, daß Philippus, nach geschlossenem Frieden, also mit euch handeln würde. Damals führte er ganz andre Sprache, als itzo. Ja man sollte noch andre mehr vorfodern. Wen

aber? diejenigen, welche mir widerstunden, als ich nach dem Friedensschlusse, von der andern Gesandtschaft zurück kam, die den Eid vollziehen zu lassen abgeordnet war: da ich wohl merkte, daß man uns ein Blendwerk machte, auch dieses alles vorher sagte, und nicht zulassen wollte, daß Pyle und die Phocenser verlohren giengen. Diejenigen, die da sagten: ich, der ich Wasser zu trinken gewohnt wäre, hätte Ursache, so schwierig und murrisch zu seyn: wenn Philippus aber innerhalb Pyle käme, so würde er, nach eurer aller Wünsche, nicht nur der Thebaner Freyheit dämpfen, sondern auch Thespia und Platea befestigen, und den Chersonesus auf seine Kosten durchgraben, ja auch Euböa und Oropus für Amphipolis abtretten. Ich weiß es wohl; ihr alle erinnert euch, daß dieses hier öffentlich von der Rednerstelle gesaget worden; obgleich ihr sonst die Beleidigung andrer nicht sonderlich zu ahnden pfleget. Ja was das allerschändlichste ist; ihr habt durch diesen Frieden, sogar eure eigene Nachkommen bestricket, welche doch Erben eurer Hoffnung seyn sollten. So gar seyd ihr ins Netz gelocket worden.

Aber warum sage ich solches? und warum verlange ich, daß diese Leute vorgefodert werden sollen? So wahr GOtt im Himmel lebt! ich will es frey heraussagen, und nichts verhehlen. Nicht zwar des Schimpfens halber, dafür sie mich doch hernach nur wieder angreifen würden; auch nicht, damit diejenigen, die mir von Anbeginn gehässig sind, von neuem Gelegenheit finden mögen, etwas von Philippus zu bekommen; auch nicht eines fruchtlosen Geschwätzes wegen: sondern weil ich dafür halte, daß euch des Philippus Thaten dermaleins beschwerlicher fallen werden, als itzo. Denn ich sehe schon, wo es hinaus will: und wiewohl ich wollte, daß alle meine Muthmassung falsch wäre, so befürchte ich doch, daß ihre Erfüllung nicht bereits vor der Thüre sey. Wenn es euch also nicht mehr frey stehen wird, das, was sich wirklich zuträgt, aus dem Sinne zu schlagen; wenn ihr dasjenige, was wider euch unternommen wird, nicht mehr von mir, oder einem andern werdet sagen hören, sondern alles mit eigenen Augen sehen und wohl begreifen werdet: alsdann, sage ich, werdet ihr sehr zornig und verdrüßlich werden.

Ich besorge aber sehr, ihr Athenienser, daß euren Zorn vielleicht diejenigen fühlen werden, die sich itzo bemühen, dasjenige zu recht zu bringen, was die Gesandten verderbet haben; die, weil sie sich durch Geld bestechen lassen, damals das Nöthigste verschwiegen haben: denn ich sehe ja, daß einige nicht auf die Schuldigen, sondern auf den ersten, den besten, ihren rasenden Zorn ausschütten wollen. Indessen aber, da die Sache aufgeschoben bleibt, da allerley Anstalten gemachet werden, und wir untereinander unsre Vorschläge anhören: so will ich einen jeden unter euch, ob ihrs gleich schon selber wisset, dennoch ermahnet haben, fleißig zu untersuchen: wer es euch gerathen habe, die Phocenser und Pyle zu verlassen? Nachdem Philippus diese Oerter in seiner Gewalt hat, so steht ihm der Weg offen Attica und Peloponnesus anzugreifen. Ja es ist so weit gekommen, daß ihr itzo nicht sowohl rathschlagen dörfet, wie die Gerechtsame der Griechen zu vertheidigen, und die Ländereyen zu behaupten sind; sondern wie ihr die Aecker eurer ererbten Landgüter erhalten, und den Krieg, der uns in Attica selbst bevorsteht, abwenden

kön=

könnet: den Krieg, sage ich, der euch alle beunruhigen wird, wenn er angeht; der aber gewiß an dem vorerwähnten Tage angesponnen worden.

Wäret ihr damals nicht so schändlich hintergangen worden: so würde die Republik itzo nicht in solchen Nöthen seyn. Philippus würde weder nach gewonnener Seeschlacht, mit einer Flotte nach Attica gekommen, noch zu Lande durch Pyle und die Phocenser eingedrungen seyn: sondern entweder das Seine gethan, und Friede gehalten haben; oder sogleich in einen eben so schweren Krieg verwickelt worden seyn, als derjenige war, in welchem er vorhin hätte um Friede bitten müssen. Dieses mag genug seyn, euch zu ermahnen und aufzumuntern: GOtt gebe, daß ihr es nicht selbst aus der Erfahrung lernen dörfet! Denn ich wollte nicht gern, daß jemand, gesetzt auch, daß er den Untergang wohl verdienet hätte, mit allgemeiner Gefahr und Schaden den Lohn seiner Boßheit empfangen sollte.

* * *

Bayerische Staatsbibliothek München

XXXXX (1-8) XII.86
VIII.87
VII.89
X.91

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Braun, Heinrich, 1732-1792

Heinrich Brauns Sammlung von guten Mustern in der deutschen Sprach- Dicht- und Redekunst Zur Beförderung des guten Geschmackes in Oberdeutschlande

Bd.: 4

München 1768

P.o.germ. 167-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10106223-1
VD18 80110096